

Deutsche Sprache

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des
Instituts für deutsche Sprache, Mannheim
herausgegeben von Hugo Steger (Geschäftsführung),
Odo Leys, Gerhard Stickel und
Johannes Schwitalla

14. Jahrgang 1986



ERICH SCHMIDT VERLAG

Herausgeberbeirat: Werner Besch, Bonn; Ulrich Engel, Mannheim; Josef Gerighausen, München; Karl Hyldegaard-Jensen, Kopenhagen; Eijiro Iwasaki, Tokio; János Juhász, Budapest; Gottfried Kolde, Genf; Hans Moser, Innsbruck; Leslie Seiffert, Oxford; Paul Valentin, Paris.

Schriftleitung: Günter Kochendörfer, Freiburg; Ulrich Wetz, Mannheim.

ISSN 0340-9341

© Erich Schmidt Verlag GmbH, Berlin 1986

Satz: C. W. Niemeyer, Hameln

Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Nachdruck verboten · Alle Rechte vorbehalten

Dokumentation

*Hans-Werner Eroms | Ulrike Haß | Gabriella Klein | Werner Nothdurft |
Günther Öhlschläger | Johannes Schwitalla | Erika Timm | Peter Wagener*

BERICHT ÜBER DEN VII. KONGRESS DER INTERNATIONALEN VEREINIGUNG FÜR GERMANISCHE SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT

(Göttingen, 25.–30. August 1985)

1. Einleitung

Alle fünf Jahre veranstaltet die IVG einen Kongreß, letztes Jahr zum ersten Mal in der Bundesrepublik Deutschland. Die vielen Vorträge werden bei jedem, der in Göttingen war, je nach seinen Interessen unterschiedliche Eindrücke hinterlassen haben. Alle aber waren begeistert von dem kulturellen und dem erholsamen Beiprogramm. Die Medien haben von beiden, dem Wissenschaftlichen und dem Intellektuell-Vergnüglichen berichtet.

Dieser VII. Kongreß der IVG hatte **Albrecht Schöne** viel zu verdanken, und als einen Dank verstehen wir auch diesen Bericht. Wir haben versucht, den sprachwissenschaftlichen Teil der Plenar- und Forumsvorträge zu dokumentieren. Dazu haben sich acht Berichtersteller bereit gefunden, die zumeist selbst Referenten in den einzelnen Foren waren.

Werner Nothdurft berichtet über die sprachwissenschaftlichen Referate im ersten Forum: „Formen und Formgeschichte des Streitens“ und über den Plenarvortrag von Werner Neumann: „Sprache zwischen Sozialgeschichte und Naturgesetz. Gegensätzliche Auffassungen in der frühen Germanistik;“ Hans-Werner Eroms berichtet über das zweite Forum: „Textlinguistik contra Stilistik?“; Ulrike Haß über das dritte Forum: „Wortschatz und Wörterbuch“; Günther Öhlschläger über das vierte Forum: „Grammatische oder pragmatische Organisation von Rede?“; Gabriella Klein über das fünfte Forum: „Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme“; Johannes Schwitalla über das sechste Forum: „Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte“; Erika Timm über die linguistischen Teile des siebten Forums: „Auseinandersetzungen um jiddische Sprache und Literatur“, dazu über den Plenarvortrag von Siegbert S. Praver: „„Das verfluchte Gemauschel.“ Jiddische Dichtung im Kampf der Sprachen“; schließlich Peter Wagener über das achte Forum: „Dialektologie und Soziolinguistik: die Kontroverse um die Mundartforschung“.

Jedem Berichtersteller wurde seine eigene Darstellungsart gelassen.

Noch in diesem Jahr erscheinen die Akten des Kongresses bei Niemeyer, Tübingen.

2. Erstes Forum: Formen und Formgeschichte des Streitens

Im ersten Forum wurde das Strukturprinzip des Kongresses, die Kontroverse, selbst zum Gegenstand gemacht. Die Folge war eine sehr strikte thematische Konzentration der einzelnen Beiträge bei breiter methodischer und disziplinärer Varianz, von der Mediä-

vistisch über die Literaturgeschichte zur pragmatischen Textanalyse bis hin zur Gesprächsanalyse von Alltagskonflikten. Die meisten Referate waren literaturwissenschaftlich im weitesten Sinne angelegt.

Dieses breite Spektrum bereitete mir für einen Bericht über das Forum Schwierigkeiten; viele Referate lagen von meinem eigenen Handwerk, der Gesprächsanalyse, zu weit weg, als daß ich mir anmaßen könnte, über sie einigermaßen verständnisvoll und kundig berichten zu können.

Dies galt für die folgenden Referate:

Matthias W. Senger: „Ich han almit meiner Nachtigall zu essen geben.“ Zur Typologie des mimischen Elements im Reformationsdialog;

Hartmut Kugler: Das Streitgespräch zwischen „Zivilisierten“ und „Wilden“. Argumentationsweisen vor und nach der Entdeckung der Neuen Welt;

Klaus Speckenbach: Der „Traumtraktat“ von Alexander Seitz – ein Pamphlet gegen Herzog Ulrich von Württemberg;

Edward Timms: Der Satiriker und der Christ – ein unvereinbarer Gegensatz?

Gerhard Sauder: Ein deutscher Streit 1789. Campes Versuch „moralischen Totschlags“ und Moritz' Verteidigung der Rechte des Schriftstellers;

Gerald Stieg: Kafka als Spiegel der Krausschen Polemik.

Andererseits zeigte sich jedoch auch, daß ich aus einigen Referaten noch etwas lernen konnte, die von der Disziplin her meinem eigenen Metier fernab zu liegen schienen. Über das, was ich auf dem Forum gelernt habe, werde ich im folgenden berichten.

Von **Werner Holly** (Trier) erfuhr ich in seinem Referat „Diskussion über ‘Diskussion’“ von der ideologischen Natur einer Reihe zentraler alltagsweltlicher Vorstellungen über die Textsorte ‘Diskussion’ (am Thema orientiert, rational, zeitlich unbehindert, auf Wahrheit und Richtigkeit zielend etc.). Holly machte deutlich, daß Diskussionen im öffentlich-politischen Bereich faktisch von ganz anderen Merkmalen bestimmt werden (z. B. Werbung, Legitimation) und die Kategorie der Diskussion oft genug die faktisch vollzogenen Interaktionsformen verschleiert und kaschiert.

Dieter Lamping (Wuppertal) vermochte mir in seinem Beitrag „Zur Rhetorik des Verrisses“ die textuelle Organisation von ‘Verrissen’ transparent zu machen: Davon ausgehend, daß Verrisse als aggressive Akte für den Autor stets mit einem Rechtfertigungsdruck verbunden sind, zeigte Lamping die rhetorischen Strategien auf, mit denen die Autoren von Verrissen dieser Rechtfertigungsanforderung zu begegnen suchen und durch die die textuelle Organisation von Verrissen konstituiert wird. Die Strategien zielen entweder ab auf 1. die Herabsetzung des Verfassers, oder 2. einen Angriff auf das Werk, oder 3. auf die Einvernahme des Lesers. Das Referat von Lamping war sehr anregend, u. a. auch deshalb, weil Lamping zu jeder der Strategien auch eine Gegenstrategie entdeckte und seine Ausführungen mit sehr treffenden Beispielen illustrieren konnte.

Von **Günter Oesterle** (Gießen) („Das ‘Unmanierliche’ der Streitschrift“) lernte ich viel über die wechselhafte Konjunktur rüder Arten der Konfliktaustragung wie Verriß oder Polemik im Laufe der Kulturgeschichte. In seinen sozial- und geistesgeschichtlichen Ausführungen, quasi zur kulturellen Ideologie des Streitens, zeigte Oesterle auf, daß sich

im Zuge der Aufklärung das Ideal einer rationalen, vernunftorientierten Konfliktauseinandersetzung („Kritik“) durchsetzte. Er zeigte ferner auch die Folgekosten dieser Hochkonjunktur der Kritik auf: 1. Person und Sache sowie Öffentlichkeit und Privatheit werden voneinander getrennt, das „Private“ wuchert in Form der 'Intrige' unkontrolliert weiter; 2. durch die Kontrolle der Polemik droht die Aufklärung sich selbst zu konterkarieren. Oesterles Beitrag verhalf mir zu einem besseren Selbstverständnis der geistesgeschichtlichen Bedingtheit und der kulturellen Hintergründe jener Verhaltensstandards der Konfliktaustragung, die man gemeinhin für selbstverständlich nicht weiter hinterfragt.

Johannes Schwitalla (Mannheim) machte die Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Polemik am Streit Martin Luthers mit Andreas Karlstadt deutlich. Während Luther im spontanen Streitgespräch polemische Formulierungen jeweils reaktiv an die vorhergehenden Äußerungen seines Gegners anbinden mußte, bietet sich in der schriftlichen Polemik die Möglichkeit komplexerer Diffamierungsfiguren; eine solche Figur besteht in der diffamierenden Einrahmung von Redewiedergabe (*vorgeben, träumen, toben*); eine andere in der schrittweisen Identifizierung des Gegners mit dem Teufel in der monologischen Textprogression.

Alfred Opitz (Lissabon/Portugal) sensibilisierte in seinem Beitrag „Ästhetische Gerichts-sitzung' Zur symbolischen Inszenierung von Macht in der Literaturkritik des Vormärz“ dazu, einen Text (Literaturkritik) nicht nur unter dem Gesichtspunkt seines Gegenstandes zu betrachten, sondern auch – und mit Gewinn primär – unter dem Gesichtspunkt der Selbststilisierung des Autors durch und in dem Text. Alfred Opitz zeigte an einem literaturkritischen Text aus dem Vormärz, daß der Gegenstand der Kritik nur noch Vorwand ist und die primäre Struktur des Textes die Selbstinszenierung der Literaturkritik als gesellschaftspolitische Institution wird (als Gegengewicht zur Justiz mit ihrer Kriminalisierung von Autoren des Vormärz).

Was endlich mein eigenes Referat (**Werner Nothdurft**, Mannheim) über „Zündstoff. Das Management explosiver Sachverhalte in Schlichtungsgesprächen“ angeht, so war ihm folgende Erkenntnis vorausgegangen: Konflikt als Gegenstand von Schlichtungsgesprächen droht stets neu entfacht zu werden und die Konfliktbehandlung durch den Schlichter zu erschweren oder gar zu konterkarieren. Schlichter verfügen in ihrem Handeln über eine Reihe von Praktiken, mit denen sie dieser Gefahr zu steuern versuchen. Manchmal passiert es aber auch, daß just durch die gewählte Steuerungsmaßnahme der Konflikt erst zum Ausbruch gebracht wird. Dieses Phänomen wurde an Schlichtungsgesprächen illustriert und in seinem Zustandekommen gesprächsanalytisch rekonstruiert.

3. Zweites Forum: Textlinguistik contra Stilistik?

Das zweite Forum hatte sich die Aufgabe gestellt, Sprach- und Literaturwissenschaftler an Kontroversen über den gleichen Gegenstandsbereich miteinander ins Gespräch zu bringen. Koordination der Referate und Leitung der Diskussion lagen bei Siegfried J. Schmidt (Siegen), Richard Thieberger (Nizza) und Walter Weiss (Salzburg). Deren Interessenschwerpunkte konnten in das Forum und seine Diskussionsarbeit eingebracht werden. Die Referate jedoch waren höchst unterschiedlich in ihren Zielsetzungen, in ihrem Theorie- und/oder Empiriebezug und in ihren Methoden, und so erscheint eine knappe

Zusammenfassung der Vorträge für diesen Bericht mit einigen Anmerkungen dazu sinnvoller als eine Suche nach kohärenten Linien durch die einzelnen Beiträge hindurch oder über sie hinweg.

Zunächst wurde eine Gruppe linguistischer Ansätze vorgetragen. **Georg Michel** (Potsdam) setzte in seinem Referat „Text- und Stilnormen als Regeln oder als Modelle“ beim unterschiedlichen Regelbegriff in Textlinguistik und Stilistik an. Die in der traditionellen Stilistik zu beobachtenden Regelformulierungen weisen, wie er sagte, ein hohes Maß an Unschärfe auf, und dies gelte es durch Aufweis textlinguistisch stringenterer Bezüge zu präzisieren. Text- und Stillinguistik sah Michel dabei als in einem Inklusionsverhältnis stehend an und wollte die Stilistik als Teildisziplin der Textlinguistik verstanden wissen. Während die Textlinguistik die kommunikativ und grammatisch bedingten Elemente und Strukturen sprachlicher Äußerungen in ihrer Komplexität beschreibe, komme der Stilistik die Aufgabe zu, das Verhältnis von Situation und Sprache auf der Äußerungsebene zu untersuchen, also den handlungstheoretischen Kategorien der Kommunikation nachzugehen. Eingehender legte Michel dar, daß in diesem Bereich strenge Formulierungsregularitäten im Grunde nicht zu erwarten seien. Stilistische Analysen hätten deswegen nicht rigide Muster zu propagieren, sondern geeignete Textexemplare in ihrer Prototypik zu erhellen: Das Problem der Unschärfe ließe sich nicht aus der Welt schaffen, wohl aber der Anteil des Intuitiven eingrenzen.

Hans-Werner Eroms (Passau) hob in seinem Referat „Textlinguistik und Stiltheorie“ ebenfalls auf den Unschärfecharakter der Stilistik ab. Stilistik und Texttheorie sollten deswegen auch eher als unterschiedliche wissenschaftliche Zugriffsmöglichkeiten auf einen identischen Gegenstandsbereich angesehen werden. Bei der Stilistik sei die evaluative Komponente zu betonen. Als Beispiel für stilistische Bewertungsmöglichkeiten stellte er einen Vorschlag für die stilistisch relevante paradigmatische Ordnung des Wortschatzes zur Diskussion: Auf der Folie von die bloße Systemseite der Sprache manifestierenden ‘stilneutralen’ und auf funktionaler Differenzierung beruhenden, die Normseite repräsentierenden ‘stilwertgebenden’ Mitteln heben sich individuelle Durchbrechungen dieser Vorgaben als ‘stileffekterzielende’ ab. Stilanalysen auf textlinguistischer Basis charakterisierte Eroms anhand des im Paradigma der ‘Vertextungsstrategien’ als ‘monoton’ erscheinenden ‘Beschreibens’. Es erweist sich als kompensationsbedürftig und damit auch anfällig für stilistische Abundanz. In der Diskussion wurde u. a. auf die Bezugsweite des Stilbegriffs eingegangen: Stil ist immer erst da zu fassen, wo individuelle oder kollektive Wahlentscheidungen vorliegen.

In seinen Thesen zu „Textlinguistik contra Stilistik?“ kennzeichnete **Hugo Aust** (Köln) zunächst Unterschiedlichkeiten der beiden Bereiche, die sich z. B. darin zeigten, daß für die Textlinguistik das Ideal der Genauigkeit, für die Stilistik das der Tiefe gelte. Er plädierte dann aber durchaus für eine Konvergenz. ‘Text’ fasse mehr den verallgemeinernden, Stil den internen Aspekt der gesamten Sprechfähigkeit.

Auch **Barbara Sandig** (Saarbrücken) ging in ihrem Beitrag „Vom Nutzen der Textlinguistik für die Stilistik“ davon aus, die beiden Bereiche eng aufeinander zu beziehen. Text ist nach ihr eine kohärente Einheit, die nach intersubjektiv gegebenen Textmustern gestaltet ist, Stil dagegen eine Eigenschaft von Texten. Nicht alle Elemente eines Textes weisen stilistische Funktionen auf, und andererseits kann man einem isolierten Element keine zusprechen. In Analogie zur Sprechakttheorie mit den Konzepten Illokution und

Perlokution lasse sich von 'stilistischem Sinn' und 'Stilwirkung' sprechen. Textanalyse und Stilanalyse – vorgeführt an Heiratsannoncen – sollen die Textstrukturen beschreiben und die stilistischen Funktionen aufdecken. Textmuster bilden dabei den Hintergrund. In der Diskussion wurde u. a. nach der Gültigkeit der Trennung von Sinn und Wirkung beim Stilbegriff gefragt.

Gotthard Lerchner (Halle) zeigte in seinem Referat „Stilistische Variation in einer handlungsbezogenen Textkonzeption“ zunächst auf, daß zwischen Stilistik und einer als Textgrammatik verstandenen Textlinguistik keine echten Widersprüche bestehen. Er hob insbesondere hervor, daß die traditionelle Stilistik bereits ein pragmatisches Potential bereitgestellt habe. Handlungstheoretisch exaktere Stilistikkonzepte seien bereits vorgelegt worden. Eine alternative Variante, die Integration sprachstilistischer Sachverhalte in texttheoretische Beschreibungsansätze, skizzierte der Referent im folgenden selber. Texte faßte er dabei als zielgerichtete Folgen sprachlicher Handlungen auf. Das 'Stilistische' gehöre dem perlokutiven Bereich an und lasse sich in Form einer „Konditionierungsoperation“ als Steuerung des Rezipienten zur Sinnerfassung des Textes verstehen. In der Diskussion ging Lerchner vor allem auf Fragen nach seiner Verwendung des Perlokutionsbegriffes ein und führte an, daß die perlokutiven Elemente auf Handlungen des Sprechers zurückgingen. Auf seiten des Textrezipienten gebe es 'Wirkungen'.

Waren in diesen primär linguistisch ausgerichteten Beiträgen hinter den unterschiedlichen terminologischen Zugriffen doch sehr ähnliche Fragestellungen zu erkennen, so klafften die Sichtweisen in den eher literaturwissenschaftlichen Referaten weit auseinander.

Klaus Weissenberger (Houston/Texas) hielt in seinem Referat „Gattungsmorphologie im Rahmen einer Stiltypologie als Gegenentwurf zur linguistischen Textsortenklassifikation“ der Linguistik entgegen, daß sie dichtungsfremde Kriterien in die Literaturwissenschaft hineintrage. Danach war von Textlinguistik nicht mehr die Rede. Vielmehr wurde auf die überzeitliche Funktion von Gattung und Gattungsart abgestellt und der Dichter in seiner „überindividuellen Haltsuche“ berufen. Die Spannung zwischen Zeit- und Gattungsgebundenheit des Künstlers und seiner individuellen Durchbrechung, die wiederum in ihren Möglichkeiten historisch zu sehen sei, wurden dabei jedoch nicht geleugnet. Aber offensichtlich sah der Referent stärkere Erklärungsmöglichkeiten in achronischen Entwürfen, wie dem von W. Muschg, der Korrespondenzen anthropologischer Grundkategorien zu 'magischen', 'mystischen' und 'mythischen' Dichtern sucht. Wie sich das stilistisch festmachen ließe, blieb offen.

Wesentlich verhaltener war **August Obermayers** (Dunedin/Neuseeland) Plädoyer für eine literaturwissenschaftliche Stilkonzeption, die er in seinem Referat über „Herbert Seidlers Stilbegriff und sein Konzept einer allgemeinen Stilistik als Vorläufer der Textlinguistik“ entwickelte. Er hob zunächst die Bedeutung Herbert Seidlers für die Stilforschung hervor, wobei er besonders dem Wandel in dessen Stilkonzeption nachging und aufzeigte, wie Seidlers zeitgebundene Wortwahl allmählich sachlicher wurde, indem z. B. der Begriff des 'Gemüthhaften' zugunsten allgemeiner anwendbarer Kategorien aufgegeben wurde. Seidler konzentrierte sich durchgehend auf das 'Sprachkunstwerk'. Thesenartig führte Obermayer aus, daß mit Seidlers Konzeption eine Betrachtungsweise vorliege, die an die Coseriusche Auffassung von Textlinguistik angeschlossen werden könne. Diese wiederum stelle sich in die hermeneutische Tradition.

Die Möglichkeiten exakter syntaktischer Analysen für die Stilbestimmung zeigte **Franz Simmler** (Berlin) mit seinem Referat „Syntaktische Strukturen in Kunstmärchen der Romantik“ auf. Als Materialgrundlage wählte er fünf der sechs Phantasia-Märchen Ludwig Tiecks und das Märchen „Undine“ von Friedrich de la Motte Fouqué. Sämtliche Sätze dieser Märchen wurden nach Satztypen, nach parataktischer oder hypotaktischer Verbindung, auf das Vorkommen oder Nichtvorkommen von *verba dicendi* und andere Eigenschaften genau analysiert. Simmler konnte nachweisen, daß die Typen sich klar angebbaren Funktionen zuordnen lassen. Ganz besonders sind es die *verba dicendi*, die zur Reflexion der inneren Entwicklung der Personen oder zu ihrer emotionalen Charakterisierung eingesetzt werden. Auch die Art der Nebensatzverwendung etwa ist nicht willkürlich, sondern hat bestimmte textsortenspezifische Funktionen. Simmler konzentrierte sich auf die linguistische Charakterisierung der Textsorte 'Kunstmärchen'. Literaturwissenschaftler sollten die so erreichbare Präzisierung für die Sinnexemplifizierung von Textexemplaren nutzen.

Mit klar umrissener Zielsetzung, festgemacht an einem klassischen Textstück der deutschen Literatur, der Minnegrotte-Allegorie aus dem „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg, sprach **Jutta Goheen** (Ottawa) über „Rhetorik der Literatur aus der Sicht einer Textlinguistik. Die Allegorie als Textfigur“. Sie konnte durch textgetreue Analyse zeigen, daß die makro- und mikrostrukturellen Ausdrucksformen mittelalterlicher Dichtung kein ästhetischer Zierat, sondern aussagekonstitutive Einheiten sind. Die narrative Situation wird ohrenfällig aufgebaut, Tempusbezüge stiften größere Deutungsrahmen und Satzsequenzen prägen die Relationen ihres Inhalts. Symbole und Allegorien verdichten zentrale Aussagen, und diese, wie sämtliche anderen Stilistika, haben kognitiven Aussagewert. Frau Goheen machte deutlich, daß sich solche Erkenntnisse durchaus auch für moderne Dichtungen nutzen lassen.

„Textlinguistik und Stilistik am Beispiel eines Gedichtes von Paul Celan“, (des Gedichtes „Heimkehr“), behandelte **Heinz Rupp** (Basel), beschränkte sich aber darauf, zu zeigen, wie weit die Aussagen des Grammatikers reichen können. Dies erläuterte er durch Nachzeichnung des normalsprachlichen Verständnisweges bei dem herangezogenen Gedicht. Dessen Textkohärenz war durch Satzstruktur, Thema-Rhema-Gliederung und Verweisungen gesichert. Verständnisschwierigkeiten ergaben sich vor allem aus den ungewöhnlichen Wortverwendungen. Der Sprachwissenschaftler müsse das markieren, schloß Rupp; interpretieren könne es allein der Literaturwissenschaftler.

Walter Weiss (Salzburg) bezeichnete seine Interpretation des 8. Kapitels vom ersten Buch des „Mannes ohne Eigenschaften“, „Stilistik und Textlinguistik am Beispiel eines Textes von Robert Musil“ betitelt, als das „'eklektizistische' Verfahren eines Literaturwissenschaftlers mit sprachwissenschaftlichem Interesse“, doch das war ergebnisreich. Weiss gab zunächst eine Analyse der Großgliederung des Abschnittes, in die er dann auch die Kapitelumgebung einbezog, und arbeitete heraus, wie sich metaphorische und nicht-metaphorische Textteile gegenüberstehen. Sie entsprechen Aussageabsichten, die sich an Merkmalsisotopien, an syntaktischen und rhythmischen Charakteristika festmachen lassen. 'Gleichnis' und 'Eindeutigkeit' sind hier die affinen Oppositionen. Auf die Deutungsperspektiven für den Komplex 'Kakanien – Österreich' ging der Referent zum Schluß ein.

Nach diesen textlinguistischen und stilistischen Konkretisationen folgten zwei Referate, die nur locker mit dem Rahmenthema zu verbinden waren.

Ekkehard Schulz (Berlin) ging in seinem Referat „‘Sprache’ Jugendlicher – Hörspielkunst und Wirklichkeit“ zunächst auf die Gattung Hörspiel ein, die er u. a. durch eine mehrfach vermittelte Rezeptionsvorgabe gekennzeichnet fand. Sodann stellte er Überlegungen zum Sprachverhalten Jugendlicher insgesamt, zum Verhältnis der Figurenrede zur Sprachwirklichkeit im Hörspiel und zur Frage des Soziolekts Jugendlicher an. Er wies – was auch in der Diskussion aufgenommen wurde – darauf hin, daß die Bestimmung der Normen in diesem Bereich besonders schwierig sei. Die Gestaltung der Figurenrede gehorcht im wesentlichen den spezifischen Hörspielbedingungen.

Noch weiter vom Sektionsthema entfernte sich **Ernest W. B. Hess-Lüttich** (Berlin), der in seinem im übrigen sehr inhaltsreichen Referat über „Sprache als Gruppen-Zeichen“ zunächst einen konzisen Forschungsüberblick über Sondersprachen und Gruppensoziologie gab. In drei „Streifenlichtern“ skizzierte er erstens die Jugendsprache, wobei er ihre Funktion in der Gruppenkohäsion hervorhob. Sodann ging er auf die sogenannte ‘Psycho-Sprache’ ein, wo er die Probleme, die sich bei der Verweigerung verbindlicher Interaktionsnormen ergeben, darstellte. Schließlich markierte er Forschungsdefizite auf dem Gebiet der Stadtsprachenforschung.

Zu Beginn der Abschlusßdiskussion des zweiten Forums trugen die drei Koordinatoren Thesen aus ihrer Sicht vor. **Siegfried J. Schmidt** (Siegen) ging dabei besonders auf das Interaktionsverhältnis von Text und Leser ein. Er plädierte nachdrücklich für eine empirische Rezeptionsforschung, in der vor allem die konstruktive Tätigkeit des Rezipienten ins Auge gefaßt werden müßte. **Richard Thieberger** (Nice/Frankreich) rief ins Bewußtsein, daß die noch vor kurzem zu befürchtende völlige Auseinanderentwicklung von Sprach- und Literaturwissenschaft mittlerweile gebremst scheine. In der künftigen gemeinsamen Arbeit müsse es darauf ankommen, relevante Ordnungskriterien zu finden und nicht „die Bäume nach der Anzahl der Blätter zu klassifizieren“. Auch **Walter Weiss** (Salzburg) hielt in seinem Schlußwort fest, daß das erreichte gemeinsame Gespräch hoch zu bewerten sei. Literatur- und Sprachwissenschaftler verständen sich immer dann, wenn bei einer „mittleren Genauigkeit“ angesetzt werde. Fester Ausgangspunkt bleibe für ihn der Text.

Diese Thesen waren im eigentlichen Sinne nicht kontrovers, wenn auch fast jeder Punkt in der Diskussion noch kommentiert wurde. Hier und mehr noch bei den Referaten mit ihren so unterschiedlichen Zugriffen ließ sich beobachten, daß die Bereitschaft, einander anzuhören, zugenommen hat.

4. Drittes Forum: Wortschatz und Wörterbuch

Das stark besuchte Forum, das ein umfangreiches Programm zu absolvieren hatte, wurde dem Tagungsthema „Kontroversen, alte und neue“ sicherlich – und ich werte das positiv – gerecht: es wurde engagiert und lebendig diskutiert.

Wolfgang Fleischer (Leipzig), der mit **Herbert Ernst Wiegand** (Heidelberg) und **Ladislav Zgusta** (Urbana/III.) das Forum mit den insgesamt neunzehn Vorträgen bzw. Diskussionsrunden leitete, legte in seinem Schlußresümee das Schwergewicht auf die vielfältigen

Möglichkeiten einer konstruktiven Fortentwicklung und Synthese der kontroversen Positionen, die die Diskussion seiner Meinung nach eröffnet hat. Seiner systematischen Gliederung der behandelten Themen schließt sich meine nachfolgende Berichterstattung im Wesentlichen an.

Die Beiträge lassen sich in drei Gruppen einteilen: (1.) solche zu bestimmten lexikographischen Informationsklassen bzw. Artikeltextsegmenten, (2.) solche zu besonderen oder neuen Stichwortgruppen ('Lemmazeichen'-Gruppen) und (3.) solche zu besonderen Typen von Wörterbüchern.

Zur 1. Gruppe: Dem zentralen Textsegment jedes (Bedeutungswörterbuch-)Artikels (das ist: der lexikographischen Definition/Bedeutungsangabe/Paraphrase), war der das Forum eröffnende Vortrag von **Gisela Harras** (Göttingen) gewidmet: „Bedeutungsangaben im Wörterbuch: scholastische Übungen für Linguisten oder Verwendungsregeln für Benutzer?“. Die Frage nach der Art bzw. Qualität einer Bedeutungsangabe zielt im Kern nach der Bedeutungstheorie, relativ zu der semantische Analysen im Wörterbuch reproduziert werden. Die Kontroverse setzt Gisela Harras nun zwischen zwei Bedeutungsauffassungen an: die erste beruht auf der Vorstellung, daß die Bedeutung eines Wortes in Form einer analytischen Definition mit Angaben der semantischen Merkmale (genus/differentia, Klasse/Sem) erschöpfend zu leisten sei. Die zweite, grundsätzlich andere, nämlich holistische statt komponential-analytische Bedeutungskonzeption, für die Gisela Harras plädiert, müßte sich in lexikographischen Realisierungen erst noch bewähren. Ausgehend von Arbeiten Putnams, rezipiert u. a. von Lutzeier, Schwarze, die mit neueren Ergebnissen der Kognitionspsychologie zusammenstimmen, werden die Referenzbeziehungen eines Ausdrucks modellhaft als Prototyp oder Stereotyp beschrieben, in dem die Begriffe der Ähnlichkeit und des Abstands des Randbereichs vom Zentrum und nicht Abgrenzung und Distinktion von (Nachbar-)Kategorien die entscheidende Rolle spielen. Die Sprecher einer Kommunikationsgemeinschaft entwickeln – idealiter! – in Kooperationen solche Stereotypen, die damit nicht nur mehrheitlich akzeptiertes Wissen, sondern auch Wertungen und Meinungen enthalten. Lexikographisch wichtig ist die Beachtung der Diversität von z. B. Laien- und Expertenstereotypen.

Um syntaktische, insbesondere Valenzangaben ging es in dem Vortrag von **Jarmo Korhonen** (Oulu/Finnland): „Semantisch-syntaktische Grundlagen für adäquate Verbbeschreibungen in einem historischen Wörterbuch des Deutschen“. Jarmo Korhonen vertritt die Auffassung von der „Ableitbarkeit der Verbbedeutungen aus den valenzbedingten Umgebungen“ und kritisiert daher den Vorrang der Semantik in der historischen deutschen Lexikographie. Es sei unangemessen, Syntaxinformationen „durch Kollokationen zu erledigen oder gar Textbelegen zu überlassen“. Statt dessen seien Verbbeschreibungen auch in historischen Wörterbüchern als konsistent semantisch-syntaktische Einheit aufzufassen. So könnten historisch-diachrone Valenzuntersuchungen und Lexikographie voneinander profitieren.

Überlegungen zur lexikographischen Leistung von Beispielen enthielt das Referat von **Henrik V. Nikula** (Åbo/Finnland): „Wörterbuch und Kontext“, das vor allem den Fragen nachging, ob Beispiele „authentisch“ oder „fiktiv“ sein sollen und was die Abtrennung vom ursprünglichen Kontext für Konsequenzen habe. Der prototypische Charakter von Beispielen, nicht zuletzt bei der freien Hinzufügung von Ergänzungen, die impliziten Valenzangaben gleichkommen, wurde hervorgehoben. Eine Theorie des lexikographi-

schen Beispiels fehlt in der Tat, müßte sie doch auf der Basis einer textlinguistischen Auffassung von Wörterbuchartikeln die funktionellen Relationen zwischen den einzelnen Informationsklassen in den Textsegmenten – und der Beispiele und Belege als einem von diesen – in gegenseitigem Kontextbezug reflektieren.

Die zweite Gruppe gab konkrete Anregungen für die Erschließung und systematische Behandlung besonderer Lemmazeichen: In seinem Vortrag „Traditionelle Wortartenkennzeichnung oder Funktionsangaben für Partikeln? Eine unausgesprochene Kontroverse in deutschen Wörterbüchern“ zeigte **Werner Wolski** (Heidelberg), daß die üblicherweise vorgenommene Kennzeichnung dieser Lemmazeichenart im Wortartenparadigma ihrer Besonderheit nicht gerecht wird; statt dessen argumentiert er für eine lexikographische Beschreibung, die die semantisch-syntaktische und vor allem pragmatische Funktionalität der Partikeln oder Gesprächswörter herauszustellen in der Lage ist. Diese Forderung dürfte besonders die Wörterbücher für Fremdsprachenlerner angehen, für die Partikeln/Gesprächswörter, weil sie nicht wie andere Lexeme auf etwas Außersprachliches verweisen, eine besondere Schwierigkeit darstellen. Die Frage ist, ob die Funktion von Gesprächswörtern mit Beschreibungsausdrücken wie „Abtönungspartikel“ o.ä. pragmatisch hinreichend bestimmt ist.

Mit sogenannten Heckenausdrücken, einer nicht sehr glücklichen Übersetzung des von Lakoff geprägten Begriffs 'hedges', sind Unschärfe- oder Peripheritätsindikatoren gemeint wie z. B. *eine Art Haus, etwas Kuchenähnliches, ein richtiger Esel, gewissermaßen ein Heiratsantrag, ziemlich groß*. **Gottfried Kolde** (Genf): „Zur Lexikographie sogenannter Heckenausdrücke“ kritisierte die in Wörterbüchern übliche aber unlogische Beschreibung der Ausdrücke *eine Art X* und *ähnlich wie X* als Synonyme. Semantisch gesehen handelt es sich hierbei um Indikatoren auf einer Skala zwischen Zentralität und Marginalität eines Prädikats als alltagssprachliche Klassifizierungsversuche in Situationen der Ausdrucksnot, d. h. des Fehlens von lexikalisch eingebürgerten Ausdrücken (mit fester Referenz) für eine bestimmte Skalenposition bzw. Graduierung. Die Entscheidung für die Art der lexikographischen Behandlung bzw. Darstellungsform der Heckenausdrücke hängt letztlich mit der zugrunde liegenden Auffassung von Bedeutung überhaupt zusammen: komponentielle Auffassungen müssen an den Heckenausdrücken scheitern, holistische dagegen können Zentralität-Marginalität-Skalierung am ehesten modellieren.

Phraseolexeme, verstanden als eine (Kern-)Gruppe der Phraseologismen: **Wolfgang Fleischer** (Leipzig) untersuchte in seinem Vortrag „Die Modellierbarkeit von Phraseologismen – Möglichkeiten und Grenzen“, wie die sehr heterogene Menge solcher Lexikoneinheiten, die als voll- und teildiomatische, lexikalisierte Wortgruppenlexeme, deren einzelne Glieder z. T. auch außerhalb der Gruppe gebraucht werden, systematisch und klassifizierend zu beschreiben ist. Über die semantische Differenzen hinaus, die zwischen phraseologismusinternem und -externem Vorkommen eines Lexemelements zu beachten sind (z. B. emotionale Intensivierung, Metaphorisierung, Spezialisierung), wird deutlich, daß bei einer ganzen Reihe von Phraseologismen die Angabe einer semantisch äquivalenten Paraphrase nicht hinreicht, sondern explizite kommunikations- und situationsbezogene Verwendungsregeln angegeben werden müssen. Aus diesen Gründen ist z. B. die häufig geübte Praxis, Phraseologismen als lexikographische Beispiele/Belege für eine der lexikalischen Komponenten anzuführen, nicht akzeptabel. Inwieweit Leitbegriffe

(Lexemelemente, durch die sich Gruppen von Phraseologismen zusammenfassen lassen) zur Lemmatisierung herangezogen werden können, um dem relativen Charakter von Idiomatizität und Stabilität der Wortgruppenlexeme, d.h. ihrer konstruktiven Offenheit Rechnung zu tragen, sind noch ungelöste Probleme.

Der methodische Ansatz von **Peter Kühn** (Trier), der eine ähnliche Lemmagruppe behandelte: „Zur Bedeutungsbeschreibung von Routineformeln in Wörterbüchern“, war im Unterschied zu dem Wolfgang Fleischers primär sprachhandlungsorientiert. Routineformeln werden verstanden als vorgeformte Kurz- oder Teilsätze, die situationsgebunden zu Routinehandlungen verwendet werden. Ihre Differenzierung/Klassifizierung und folglich ihre lexikographische Beschreibung habe nach kommunikativ-funktionalen Gesichtspunkten zu geschehen. Die Diskussion des Referats warf die Frage auf, ob ganze Routineformeln (*Grüß Gott!*, *Guten Appetit!*, *Hört, hört!*) als Stichwort überhaupt ins Wörterbuch gehören, wo sie bisher gelegentlich als Beispiele/Belege für interne lexikalische Elemente verzeichnet werden, oder ob sie nicht eher in ein (hypothetisches) 'Handbuch der Kommunikationsformen' gehörten, das der Andersartigkeit ihrer Ordnungsprinzipien (Satzstatus statt Lexemstatus) gegenüber denen lexematischer Einheiten eher gerecht werden könnte.

Die dritte Gruppe bildeten die Vorträge zu besonderen Typen von Wörterbüchern, seien diese durch bestimmte Wortschatzausschnitte oder durch ihre Systematik (zweisprachig, synonymisch) oder durch spezifische Methodik (z. B. maschinell erstellte Indizes) charakterisiert.

Im Referat von **Antonin Kučera** (Wiesbaden): „Terminologie der Technik und der Naturwissenschaften im einsprachigen Wörterbuch – ja oder nein?“ wurden angesichts der wachsenden Relevanz der Fachsprachen vor allem drei lexikographische Probleme deutlich: 1. die Suche nach Auswahlkriterien für diejenigen Ausdrücke fachsprachlichen Ursprungs, die sich begründeterweise dem Lemmabestand eines allgemeinsprachlichen Wörterbuchs einfügen lassen, ohne diesen zu überwuchern, 2. bei korpusgestützter Lexikographie das Problem der Auswahl der Korpus Texte, auf deren Basis (Fach-) Wortverwendungen erschlossen und dokumentiert werden; und 3. das damit unmittelbar zusammenhängende Problem der für die lexikographische Beschreibung zu wählenden fachlichen Eindringtiefe. Bezüglich des 1. Problems will Antonin Kučera sich strikt an fachlich-systematischen Begriffshierarchien orientieren; bezüglich des 3. Problems hält er sich an die Ebene des Schulbuchs, womit implizit auch der Textsortenbereich des Korpus abgesteckt wäre.

Auch die Vorschläge von **Alan Kirkness** (Mannheim): „Vom Fremdwörterbuch zum Lehnwörterbuch und Schwerwörterbuch“ befaßten sich mit einem bzw. mehreren Teilwortschätzen, die einen Platz im gemeinsprachlichen Bedeutungswörterbuch beanspruchen könnten. Ausgehend von der immer noch anhaltenden – obwohl wissenschaftlich längst entschiedenen – öffentlichen Diskussion um das sogenannte Fremdwort und dem in der traditionellen deutschen Wörterbuchkultur eingewurzelten Fremdwörterbuch hielt Alan Kirkness ein begründetes Plädoyer für ein Wörterbuch der deutschen Wortentlehnungen und Lehnwortbildungen mit der Intention, u.a. Wortbildungen durch Erklärungen der einzelnen entlehnten Komponenten und ggf. der entlehnten Wortbildungsmuster dem Benutzer ausdrucksseitig durchsichtig und morphologisch motiviert bzw. motivier-

bar zu machen. Neben einem solchen Lehnwörterbuch bedarf es, um das alte Fremdwörterbuch ersatzlos streichen zu können, eines Lexikons solcher schwerverständlichen Wörter ('hard words'), die sich im Prozeß der funktionalen inneren Differenzierung der deutschen Gesamtsprache als kommunikativ problematischer Teilwortschatz herausgebildet haben und deren Schwerverständlichkeit eben nicht aus ihrer fremden Herkunft resultiert. Das diachron ansetzende Lehnwörterbuch und das gegenwartsbezogene Schwerwörterbuch könnten zunächst Teile eines Spezialwörterbuchs des Fach- und Bildungswortschatzes bilden, obwohl deren quarantäneartiger Sonderbehandlung die Einbeziehung in ein allgemeines deutsches Bedeutungswörterbuch letztendlich vorzuziehen wäre.

Einige Beiträge handelten von besonderen Problemen der zweisprachigen Lexikographie, für die **Hans-Peder Kromann** (Kopenhagen/Dänemark) („Die zweisprachige Lexikographie: ein Stiefkind der Germanisten“) stärkere wissenschaftliche Reflexion forderte. Er stellte eine Typologie zweisprachiger Wörterbücher vor, die an den verschiedenen Rezipientenbedürfnissen orientiert ist und folglich als wichtigste Kriterien a) muttersprachliche und fremdsprachliche Kompetenz und b) die Situation des Hinüber- und Herübersetzens in Beziehung zueinander setzte. Idealerweise müßte auf jede Kombination (aktives deutsch-englisches, passives deutsch-englisches, aktives englisch-deutsches, passives englisch-deutsches Wörterbuch) ein eigenes Konzept zugeschnitten werden, um das Fehlen notwendiger und das Angebot redundanter Informationen zu verhindern.

Die Schwierigkeiten bei der Äquivalenzlexikographie systematisch sehr unterschiedlicher Sprachen, besonders wenn den speziellen Interferenzgefahren begegnet werden soll, verdeutlichte der Beitrag von **Koichi Sunaga** (Tokio/Japan): „Zweisprachige Wörterbücher und die Interferenz. Am Beispiel deutsch-japanischer sprachlicher Interferenzen“. Die Gegenüberstellung lexikalischer Paradigmen, z. B. *Wand, Mauer, Zaun, Hecke* gegenüber *kabe, hei, kakine, saku* oder dem einzigen *ko* gegenüber neun und mehr so unterschiedlichen Ausdrücken wie *Kind, Roggen, Lamm, Ferkel, Küken* und einer lexikographischen Methode, die im Ansatz merkmalsemantisch-analytisch verfährt, läßt die Fixierung ein-eindeutig intendierter Äquivalenzbeziehungen (Wortgleichungen) unmöglich und das Entwickeln (neuer) onomasiologisch-paradigmatischer Darstellungsformen für die zweisprachige Lexikographie dringend geboten erscheinen.

Anhand der vergleichenden Analyse eines deutschen und eines englischen Wörterbuchs diskutierte **Ladislav Zgusta** (Urbana/Ill.) Probleme der Abschreibepaxis in der Sanskritlexikographie. Er wies für zahlreiche Fälle nach, daß das englische Sanskritwörterbuch bei vorgegeblicher Eigenständigkeit nicht nur inhaltlich fehlerhafte Angaben, sondern selbst zahlreiche Druckfehler unbeschten aus dem deutschen Sanskrit-Wörterbuch abgeschrieben hat. In diesem Zusammenhang ging er auf den Begriff des Plagiats und die Frage „Wem gehört der Wortschatz?“ ein. Zwar müsse, so Zgusta, jeder Lexikograph „seine Daten irgendwoher nehmen“, und es sei „menschlich“, daß auf Vorlagen zurückgegriffen werde, aber, so war der uneingeschränkte Konsens im Plenum, eine offene und saubere Arbeitsweise, z. B. durch Hinweise auf die Übernahme aus Vorgänger-Wörterbüchern, ist dabei unerläßlich.

Einen in systematischer Hinsicht anderen Wörterbuchtyp reflektieren die Referate von **Franz Josef Hausmann** (Erlangen) „Für und Wider einer distinktiven Synonymik des Deutschen“ und **Ulrich Püschel** (Trier) „Johann August Eberhards Synonymik – bloß

historisches Dokument oder auch Vorbild für heute?“. Für Hausmann wird die Aufgabe eines Synonymenwörterbuchs, das Gleiche und das Unterscheidende von partiellen Synonymen explizit zu übermitteln, von den vorhandenen Werken nicht erfüllt. Er forderte, daß der Kontextualität lexikalischer Ausdrücke die größte Aufmerksamkeit zugewendet werden soll, nicht nur durch Kommutations- und Antonymenproben, sondern auch durch Angabe der häufigsten und typischsten „Kollokationsbasen“; an diesen Kontextteil sollte der semantisch beschreibende Teil angeschlossen werden, dann sei die synonymenfeldinterne Strukturierung in einen Kern- und einen Peripheriebereich herauszuarbeiten; schließlich solle noch über die syntagmatische Anschließbarkeit der Lexeme informiert werden, da Synonymenwörterbücher als Textproduktionshilfe gedacht sind.

Ulrich Püschel stellte in seinem Beitrag die Frage nach dem Stellenwert älterer Wörterbücher als Dokument oder sogar Vorbild (siehe oben). Joh. Aug. Eberhards „kritisch-philosophisches Wörterbuch“ gab Antworten auf sehr spezifische Bedürfnisse seiner Entstehungszeit (1795 ff.); an ihm läßt sich exemplarisch erkennen, wie sich der praktische Benutzungswert des Synonymenwörterbuchs proportional zum Spezialisierungsgrad des Benutzungsbereichs verhält: bei Eberhard ging es darum, Wortstreitigkeiten und mit ihnen verbundene sachliche Differenzen im philosophischen Diskurs seiner Zeit zu bereinigen. Der praktische Wert sinkt dagegen, wenn allgemeiner Sprachgebrauch breit abgedeckt werden soll: Das Beispiel Eberhards macht generell deutlich, daß lexikographische Unternehmungen nie zeitlos und sowohl hinsichtlich des gewählten Wortschatzbereichs als auch hinsichtlich der gewählten Darstellungsmethodik historisch und kulturell verortet sind; auf Synonymiken trifft dies, weil textproduktionsbezogen, noch in ganz besonderer Weise zu.

In einem Beitrag über vier schweizerische lexikographische Projekte (abgeschlossene und laufende) stellte **Rudolf Trüb** (Zollikon/Schweiz) die unterschiedlichen Systematisierungsansätze vor, die zu Zwecken der Dialektlexikographie erarbeitet worden sind: „Schweizer Wörterbücher zwischen Alphabetik und Systematik“. Alle vier (das „Schweizerdeutsche Wörterbuch“, hgg. von Staub/Tobler, das „Dicziunari Rumantsch Grischun“, das Mundartwörterbuch des Simmentals und das der Landschaft Baden) kombinieren semasiologische und onomasiologische Darstellungsverfahren, d. h. daß außer der alphabetischen Anordnung auch Sachgliederungen und etymologische bzw. Wortbildungsparadigmen („Schmeller'sches System“) zum primären Leitsystem der Stichwortreihe herangezogen werden. Die beiden zuletzt genannten Wörterbücher gewähren auch einen zusätzlichen Zugriff von der Hochsprache her, indem die hochdt. Wortdefinitionen in einem zweiten Teil „umgesetzt“, d. h. alphabetisch lemmatisiert werden (Simmentaler Wb); dadurch ergeben sich auf der anderen Seite onomasiologische Felder, z. B. alle mundartlichen Ausdrücke, die dem hochdt. *arbeiten* und dessen Spezifizierungen zuzuordnen sind. Der Mehr-Weg-Zugang zeichnet alle diese Wörterbücher aus – eine der (modernen) Dialektlexikographie sicherlich angemessene Benutzungsmöglichkeit.

Von seiten der Computertechnologie sind Auswirkungen auf die Typenlandschaft gegenwärtiger Wörterbücher zu beobachten. So konstatierte **Herbert Ernst Wiegand** in seinem Beitrag „Bedeutungswörterbücher oder sogenannte Indices in der Autorenlexikographie? Die Eröffnung einer Kontroverse“ eine Flut von maschinell erstellten Wortregistern zu einzelnen Texten, begrenzten Textgruppen oder bestimmten Autoren älterer Sprachsta-

dien. Diese Formwörterbücher gehen über ein unkommentiertes Wortschatzabbild mit Belegstellen- und eventuell noch Frequenzangaben nicht hinaus

Für sprachgeschichtliche Forschung haben diese sicherlich ihren dokumentierenden und Material liefernden Wert. In diesem Sinne stellten **Evelyn S. Firchow** (Minneapolis/USA) und **Hans Fix-Bonner** (Minneapolis/USA): „Das teilautomatisierte Wörterbuch zum altisländischen 'Elucidarius' (Ein Bericht)“ vor. Hier wurden verschiedene handschriftliche Texte auf der Basis eines idealisierten grammatisch-graphematischen Systems (in etwa dem Lachmannschen Mhd. vergleichbar) einheitlich lemmatisiert und mit Wortarten- und Belegstellenangaben versehen.

In der Diskussion wies Herbert Ernst Wiegand darauf hin, daß den Indices oder reinen Formwörterbüchern nur ein einziges, im Rahmen der Germanistik realisiertes Autorenwörterbuch gegenübersteht. Das Goethe-Wörterbuch verzeichnet außer den Belegstellenangaben auch die Belege selbst (teilweise) und vor allem Bedeutungsangaben relativ zum Sprachgebrauch des Autors.

Um sowohl auf diese Diskrepanz aufmerksam zu machen als auch auf das Terrain hinsichtlich von Autorenwörterbüchern bei potentiellen Benutzern (vor allem die Übersetzer literarischer Werke), Lexikographen und nicht zuletzt den Autoren selbst, fand im Rahmen dieses Forums eine Podiumsdiskussion mit Günter Grass, Helmut Heißenbüttel und praktisch und theoretisch arbeitenden Lexikographen (Günther Drosdowski, Mannheim; Helmut Henne, Braunschweig; Christoph Perels, Frankfurt/M.; Oskar Reichmann, Heidelberg, Horst Umbach, Hamburg; Harald Weinrich, München; Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg) mit dem Thema: „Autorenwörterbuch – Lust und Last der Germanisten“ statt. Die beiden Autoren zeigten sich gegenüber dem Ansinnen der „Germanisten“ sehr reserviert, zählten mögliche Autorenwörterbücher zur Masse der im Grunde gegen die Literatur arbeitenden, weil genuin unliterarischen, Sekundärliteratur und fürchteten eine weitere Kolonialisierung durch rubrifizierende, fixierende und beckmesserische Wissenschaftler. Die Gegenargumente der Lexikographen lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß die zutage tretenden Vorannahmen falsch seien und daß Lexikographie sich im Gegenteil dokumentierend, deskriptiv und klärend in ihrer strukturgebenden Arbeitsweise auswirken könne und wolle. Zu diesem Zweck las Herbert Ernst Wiegand eine Art Probeartikel zum Stichwort 'Bürokratie' bei Grass vor, der zunächst nur aus Textbelegen aus der „Blechtrommel“ bestand. Der stärkste Eindruck, den man als Zuschauer bei der Diskussion hatte, war, daß das Wissen und unter Umständen subtile Vor-Urteile über Wörterbücher bei den Diskutanten nicht nur differierte, sondern vor allem die gegenseitige Einschätzung dieses Wissens nicht den Gegebenheiten entsprach. Unter diesem Aspekt kann man die Podiumsdiskussion optimistisch als einen ersten Schritt fachexterner Vermittlung aus dem Inneren der germanistischen Wörterbuchwissenschaft heraus betrachten.

Die zentrale Kontroverse des Forums besteht keineswegs erst seit diesem Kongreß: das Streitgespräch zwischen Praktikern einerseits und Theoretikern andererseits, das sich sonst schlimmstenfalls als Interaktionsmuster von Kritik und Rechtfertigung wiederholt, konnte an den vier vollen Arbeitstagen zu Differenzierungen und Einsichten voranschreiten, die dieses Feld der Germanistik im Ganzen doch eher zum Acker denn zum 'Fried'-hof machen.

5. Viertes Forum: Grammatische oder pragmatische Organisation von Rede?

Um es gleich vorwegzunehmen: Eine Kontroverse im eigentlichen Sinne, wie sie das Thema des von **Werner Abraham** (Groningen/Niederlande), **Marga Reis** (Tübingen) und **Inger Rosengren** (Lund/Schweden) geleiteten Forums vermuten ließe, fand nicht statt – weder wurde die These von einer autonomen Syntax noch die von einer radikalen Pragmatik vertreten. Statt dessen war man sich prinzipiell darüber einig, daß man bei der Beschreibung und Erklärung sprachlicher Phänomene auf verschiedene Ebenen zurückgreifen und bei Beschreibungen auf einer Ebene jeweils auf Möglichkeiten des Anschlusses anderer Ebenen Rücksicht nehmen müsse. Unterschiede gab es nur in der Einschätzung des Verhältnisses von Grammatik und Pragmatik sowie hinsichtlich der Gewichtungen. Diese Meinungsverschiedenheiten wurden jedoch in einer ausgesprochen angenehmen und konstruktiven Atmosphäre ausgetragen, die wesentlich dazu beigetragen hat, daß wohl jeder Teilnehmer dieses Forums den Kongreß mit dem Gefühl verlassen hat, seine Zeit sehr gut angelegt zu haben.

Das einführende Referat des Forums hatte **Werner Abraham** übernommen. Da es – wie Abraham betonte – „gar kein gängiges interessantes Thema zu sein [scheint], Fragen der Abgrenzung dessen, was man gemeinhin Pragmatik nennt, gegenüber anderen Komponenten der Sprachbeschreibung wie Semantik und Syntax mit Leidenschaft nachzugehen“, beschäftigte er sich unter dem Titel „Abgrenzungs- und Beschreibungskriterien der Pragmatik“ gerade mit diesen Fragen sehr ausführlich, um auf diese Weise auch eine Orientierung für die weitere Arbeit des Forums zu geben. Seine Behandlung des Verhältnisses von Pragmatik und Semantik sowie des Verhältnisses von Pragmatik und Syntax hatte gleichzeitig aber auch – und damit trug Abraham dem Leitthema des Kongresses, „Kontroversen – alte und neue“, Rechnung – das Ziel, einen „radikalen Ordnungsversuch“ zu begründen und zu rechtfertigen. Er zeigte zum einen, daß bei der Erklärung einer ganzen Reihe von Phänomenen die verschiedenen Beschreibungskomponenten Syntax, Semantik und Pragmatik ineinandergreifen müssen, zum andern, daß durch neuere Entwicklungen, wie etwa die Übernahme des Griceschen Konzepts der Konversationsimplikaturen sowie modelltheoretischer Überlegungen in die Linguistik, auch solche „Erscheinungsbereiche, die man früher vor allem wegen der sehr heterogenen und unübersichtlich zahlreichen zusammenlaufenden Bedingungen für nicht direkt systematisierbar hielt und daher der (unsystematischen) Pragmatik zuwies“, durchaus einer systematischen und formalen Ansprüchen genügenden Behandlung zugänglich sind. Abraham plädierte dementsprechend für ein Konzept, nach dem – entsprechend dem Modularitätsprinzip – „die verschiedenen Beschreibungskomponenten in der Grammatik wechselweise zur Regelung verschiedener Erscheinungsbereiche der Sprache beitragen“ und die Gegenüberstellung von systematischer Grammatik und asystematischer Pragmatik abgelöst wird durch die Annahme einer Kerngrammatik als Primärsystematik, an die sich „durchaus systematisierbare und den gleichen formalen Prozessen zugängliche Sekundärgrammatiken“ als Zweit- und Drittsystematiken anschließen würden. Abschließend berichtete Abraham über ein Experiment von J. Bayer mit Aphasikern, das die Trennung zwischen der Pragmatikkomponente und den andern Komponenten auch von der Gehirnphysiologie und Gehirnpathologie her zu stützen scheint.

Anna Fuchs (Göttingen) vertrat in ihrem Vortrag „Grammatische und pragmatische Determinanten der Satzakkzentuierung“ die Auffassung, daß weder die Annahme, Ak-

zentuierung sei der Ausdruck einer inhaltlichen Hervorhebung des betroffenen Elements, noch die These, die Akzentuierung sei durch die syntaktische Struktur bedingt, von dieser einseitigen, extremen Form berechtigt seien. Mit Gussenhoven ist sie der Ansicht, daß sich beide Positionen nicht ausschließen, sondern daß beide insofern zu integrieren seien, als syntaktische Faktoren in einem prinzipiell pragmatisch orientierten Ansatz mit einbezogen werden müßten: „kein Entweder-Oder mehr, sondern mögliche Teildetermination durch syntaktische Faktoren unter abgegrenzten, pragmatisch definierten Bedingungen.“ Aber auch diese syntaktische Teildetermination ist nach Fuchs – und darum ging es in ihrem Vortrag – pragmatisch motiviert, und zwar insofern, als unterschiedlichen Lokalisierungen des Akzents innerhalb einer Konstruktion unterschiedliche pragmatisch definierte Beziehungen der Konstituenten entsprechen: einerseits eine definitonische bzw. kategorienbildende – wenn der Akzent auf der Erweiterung liegt –, andererseits eine situationsbezogene bzw. konstallative – wenn der Kern akzentuiert ist.

Der zweite Tag war ausschließlich Problemen der Wortstellung gewidmet. **Pavica Mrzović** (Novi Sad/Jugoslawien) sprach zunächst über „Prinzipien der Wortstellung als eine von mehreren Möglichkeiten zur Unterscheidung der Gefügenomina in Funktionsverbgefügen von Ergänzungen zu Vollverben“ und stellte fest, daß bei Ergänzungen zum Vollverb jeweilige Präpositionalattribute nur zusammen mit der Ergänzung verschiebbar sind, während bei Gefügenomina die Präpositionalphrase auch alleine verschiebbar ist.

Kurt Braummüller (Hamburg) skizzierte in seinem Referat „Prinzipien der deutschen Wortstellung – typologisch festgelegte Muster oder kontextabhängige Strategien?“ einen Vorschlag, der den typologischen Ansatz zur Erklärung der Wortstellung mit den pragmatischen insofern vereint, als syntaxtypologische Modelle kommunikativ-pragmatisch fundiert werden. Die Abfolge der Einheiten im Satz ist – so Braummüller – „in allen Fällen, zumindest ursprünglich, vom Kontext und der Strategie des sprachlichen Handelns abhängig“. Im Laufe der Zeit hätten sich dann aus der Vielfalt der Wortstellungsmöglichkeiten „typologisch festgelegte Wortstellungsmuster“ herausgebildet, deren Auswahl „u. a. von den Kriterien der Eindeutigkeit in bezug auf eine bestimmte grammatische Funktion und der Transparenz dieser Konstruktion für den Adressaten bestimmt“ worden seien. Alle anderen Stellungsmöglichkeiten der Satzglieder seien gegenüber diesen habituellen Wortstellungsmustern okkasionell bzw. markiert.

Jürgen Lenerz (Köln) kritisierte in seinem Korreferat vor allem, daß Kurt Braummüllers Konzeption keine eigene Syntaxtheorie zugrundeliege, die zur Erklärung rein syntaktischer Aspekte der Wortstellung aber erforderlich sei, sowie daß auch im pragmatisch-kommunikativen Bereich, der nach Lenerz bei Braummüller ohnehin überbetont sei, eine hinreichend detaillierte und widerspruchsfreie Theorie fehle. Trotz seiner generellen Zustimmung zu Braummüllers Position, daß bei der Erklärung der Wortstellung Grammatik und Pragmatik zu verbinden seien, kam Lenerz deshalb zu dem Fazit, daß Braummüllers „Erklärung der syntaktischen und syntaxtypologischen Strukturen aus rein intuitiv gewonnenen pragmatisch-kommunikativen Prinzipien ... wegen grundsätzlicher Bedenken nicht überzeugen“ könne. Demgegenüber hielt er es für notwendig, syntaktische und pragmatische Faktoren „in ihrem modularen Zusammenwirken“ zu betrachten, „...also als einander ergänzende Bedingungsgefüge“.

Jean-Marie Zemb (Paris/Frankreich) vertrat in seinem Vortrag mit dem Titel „Der ‘Begriff’ vom Mittelfeld, extensio vs. intensio, Beschreibung oder Erklärung?“ die

These, daß die „Dreifelderlehre“ (Vorfeld – Mittelfeld – Nachfeld) weder explanativ noch deskriptiv adäquat sei. Gegen die Rede vom ‘Mittelfeld’ als einem Zwischenfeld spreche u. a., daß das Nachfeld nur selten besetzt und das Vorfeld entweder notwendig besetzt sei (im Kernsatz) oder aber überhaupt nicht existiere (im Stirn- und im Spannsatz). Spannsatz einerseits und Kern- und Stirnsatz andererseits seien keine species eines genus; man solle statt dessen den Spannsatz in seiner Gliederung anerkennen als Sekundärtaxem, als „Gestalt eines behauptungsfremden Satzinhaltes“.

Demgegenüber betonte **Tilman N. Höhle** (Tübingen) in seinem Korreferat, daß der Begriff ‘Mittelfeld’ „ein eminent nützlicher deskriptiver Hilfsbegriff“ sei, wenn man sich mit den komplexen Stellungsmöglichkeiten zwischen dem finiten Verb bzw. Konjunktionen und dem Verbalkomplex beschäftige. Allerdings wies er darauf hin, daß man für die Formulierung der Gesetzmäßigkeiten innerhalb des Mittelfelds – Höhle spricht hier vom X-Feld – einen weiteren Begriff benötige, nämlich die Zusammenfassung X und VK (= Verbalkomplex), die er S-Feld nennt. Da es „bei den Stellungsregularitäten von Elementen in X häufig nicht allein oder primär um deren lineare Anordnung innerhalb des X-Felds“ gehe, sondern „vielmehr um die Effekte, die die Stellung eines Elements von X in Hinsicht auf andere Elemente von X und auf Elemente von VK“ habe, erweise sich der X-Feld-Begriff als theoretisch sekundär: „Das X-Feld ist also (wenn man diesen Begriff weiter benutzen will) korrekter als der vor VK stehende Abschnitt des S-Felds zu definieren“.

Den dritten Tag eröffnete **Inger Rosengren** mit dem Vortrag „Syntaktisch-semantische Struktur – illokutive Funktion: zwei interdependente Seiten einer Äußerung“, in dem sie sich mit dem Verhältnis von Sprachhandlungssystem und Sprachsystem beschäftigte. Beide sind ihrer Meinung nach autonom und interdependent zugleich: Sie sind zwar unabhängig voneinander zu beschreiben, stehen aber in einer systematischen Beziehung insofern, als die Realisierungen der Sprachhandlungs- und Einstellungsbekundungstypen systematisch im Sprachsystem angelegt sind – allerdings nicht in einer 1:1-Entsprechung. „Sprachhandlungstypen können danach definiert und typologisiert werden, welche Einstellung der Sender zum Ausdruck bringt und welches Ziel er mit dem Vollzug einer bestimmten Handlung verfolgt. Sätze können entsprechend danach typologisiert werden, welche Sprachhandlungstypen sie auf welche Weise realisieren können, d. h. nach der Beziehung zwischen ihrer syntaktisch/semantischen Struktur und ihrem Illokutionspotential“. Diese Thesen wurden von Rosengren durch eine ansatzweise Beschreibung von Sprachhandlungstypen und Satztypen konkretisiert.

Hans Glinz (Wädenswil, Aachen) beleuchtete in seinem Referat „Der Satz als pragmatische und als grammatische Einheit“ zwei grundlegend verschiedene Aspekte des im Deutschen üblichen Begriffs ‘Satz’ und unterbreitete einen Vorschlag zur klaren terminologischen Unterscheidung zwischen diesen beiden Aspekten. Einerseits werde Satz als primär pragmatische Einheit verstanden – was im geschriebenen Text mit einem Großbuchstaben anfängt und durch Punkt, Ausrufezeichen oder Fragezeichen abgeschlossen wird bzw. was beim gesprochenen Text unter einem einzigen Melodiebogen steht und so als eine Einheit für das Zuhören wirkt –, andererseits bezeichne man mit dem Wort *Satz* auch eine primär grammatische Einheit – das, was auf einer einzigen Verbalstruktur beruht und daher oft eine Verstehenseinheit darstelle. Glinz schlug vor, nur im ersten Fall von Sätzen zu sprechen und im zweiten Fall statt dessen von Propositionen. Die Bedeu-

tung dieser Unterscheidung sowie das Zusammenwirken von Grammatischem und Pragmatischem beim Verstehen wurde an einer Reihe von Beispielen vorgeführt.

„Kontroverse Nebensätze“ lautete das Thema des sich anschließenden Beitrags von **Paul Valentin** (Paris/Frankreich). In ihm ging es um Sätze wie *Wenn Du Durst hast, Bier ist im Kühlschrank*, um Sätze also, bei denen der Nebensatz nicht als Glied innerhalb des ganzen Satzes fungiert, andererseits aber auch – wie die Endstellung des Verbs zeigt – kein gänzlich autonomes Gebilde ist. Valentin erklärte den Zusammenhang der beiden Teile unter Hinzuziehen von Kategorien der Sprechakttheorie so, daß diese Nebensätze immer „in einem besonderen Verhältnis entweder zu einer Proposition, oder zu einer Äußerung, oder sogar zu einem Äußerungsakt“ stünden.

Günther Öhlschläger (Heidelberg) versuchte in seinem Vortrag „Modalität zwischen Grammatik und Pragmatik“ am Beispiel der beiden Lesarten von Sätzen der Form *Ich glaube, daß p, Ich vermute, daß p* u.ä. – als Alternative zu *P* vs. als Äußerung über Bewußtseinszustände des Sprechers – zu zeigen, daß einerseits die gängige Bestimmung von Modalität als subjektiver Stellungnahme zu weit, andererseits die Annahme, daß Modalität Ausdrücken zukomme, zu eng ist. Aufgrund dieser beiden Annahmen könnten die üblichen Modalitätsbegriffe der Tatsache nicht Rechnung tragen, daß man nur bei einer – und zwar der ersten – Lesart sinnvollerweise von einer modalen Lesart sprechen könne; denn bei beiden Lesarten handle es sich um subjektive Stellungnahmen und die Annahme jeweils zweier Bedeutungen von *glauben, vermuten* u.a. sei theoretisch unbefriedigend. Wenn der Unterschied beider Lesarten – wie Öhlschläger zu begründen versuchte – nur so zu erklären ist, daß der Einstellungsträger im nicht-modalen Fall Teil des thematischen Zusammenhangs der betreffenden Kommunikation ist, im modalen Fall dagegen nicht Teil des Zusammenhangs ist, so müsse man daraus schließen, daß Modalität nicht etwas sei, das primär Ausdrücken, sondern etwas, das primär Äußerungen zukommt, daß Modalität also als pragmatische Kategorie bestimmt werden müsse, d. h. als Kategorie, zu deren Bestimmung auf Verwendungszusammenhänge Bezug genommen werden muß.

Unter dem Titel „Das Modalverb als Handlungsevaluator“ beschäftigte sich **Wolfgang Koch** (Lund/Schweden) mit der kommunikativen Funktion sogenannter modalisierter Sprachhandlungen in deutschen Geschäftsbriefen, also Wendungen wie *Ich darf/muß/möchte Sie darauf hinweisen, daß*. Er untersuchte dabei folgende Fragen: 1. Welche Modalverben können welche Sprachhandlungen modalisieren? sowie 2. welcher Zusammenhang besteht zwischen dem kommunikativen Signalwert des Modalverbs in einer modalisierten Sprachhandlung und a) deren illokutiver Rolle b) deren propositionalem Gehalt, und c) den sozialen Beziehungen zwischen Sender und Empfänger? Als Ergebnis konnte Koch, der sich bei seinen Forschungen auf die Rosengrensche Sprachhandlungstaxonomie stützte, festhalten, „daß die ‘Grundbedeutung’ des Modalverbs zwar erhalten bleibt, daß sein exakter Signalwert aber erst aus dem Zusammenspiel mit der Situation, der Sender-Empfänger-Beziehung sowie der illokutiven Rolle und dem propositionalen Gehalt der jeweiligen Sprachhandlung erschlossen werden kann“.

Der letzte Vortrag des Forums griff dann am Beispiel von „Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln“ noch einmal grundsätzliche Fragen des Verhältnisses von Grammatik bzw. Semantik und Pragmatik auf, die schon Abraham eingebracht hatte und die auch in Diskussionen zu einzelnen Referaten immer wieder aufgeworfen worden waren.

Pragmatik – so **Harald Weydt** (Berlin) in diesem Vortrag – sei nicht das, was nicht formalisierbar oder nicht systematisierbar sei, sondern 'pragmatisch' bezeichne eine Beschreibungsebene von Handlungen, ebenso wie 'semantisch' die Bezeichnung für eine andere Beschreibungsebene sei. Das Verhältnis beider Beschreibungsebenen führte er anhand seiner Erklärung der Bedeutungsunterschiede von Sätzen mit betonter und unbetonter Partikel vor – Weydt behandelte *denn, eigentlich, doch* und *wohl*. Er erklärte diese Unterschiede nicht durch die Annahme verschiedener Bedeutungen von betonter und unbetonter Partikel, sondern pragmatisch, nämlich durch die Funktion des Satzakkzents – bei einheitlicher Bedeutung der Partikeln in beiden Fällen. Gegenüber dem gleichen Satz mit unbetonter Partikel werde die Partikel durch den Akzent rhematisch, so daß auf diese Weise das sonst „thematisch, also unauffällig gegebene Metaurteil ins Zentrum [gerät] und [so] mit Nachdruck als das Wesentliche des Satzes geäußert“ werde.

Ausgehend von einer Zusammenfassung des Diskussionsstands des Forums durch **Marga Reis** ging es am letzten Tag des Kongresses noch einmal um die zentralen Fragen: Sind Pragmatik und Grammatik (Syntax und Semantik) autonom und/oder interdependent oder dependent, d. h. ununterscheidbar? Handelt es sich bei der Unterscheidung von Grammatik und Pragmatik um eine terminologische oder um eine reale Unterscheidung? Wie verhalten sich pragmatische Funktionen im einzelnen zu bestimmten syntaktischen und semantischen Kategorien? Welche Wissenssysteme sind als pragmatische anzunehmen und wie verhalten sie sich zu den sprachlichen Mitteln? Wie ist die Rolle des Wahrheitsbegriffs einzuschätzen?

Bei allen Unterschieden im einzelnen schien darüber Übereinstimmung zu bestehen, daß das Modularitätsprinzip einen wesentlichen Beitrag zur Integration der verschiedenen Aspekte leisten könnte.

6. Fünftes Forum: Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme

Das Forum wurde eingeleitet durch allgemeine und grundsätzliche Fragestellungen wie „Sprachnormen: Differenzierungen und kontroverse Bewertungen“ (**Wolfdietrich Hartung**, Berlin/DDR) und „Sollen, wollen, dürfen, können wir eine sprachliche Norm haben?“ (**János Juhász**, Budapest); den Abschluß bildeten Beiträge zur Sprachkritik wie „Kommunikationskonflikte durch Normungen in Fachsprachen“ (**Theo Bungarten**, Hamburg) und „Neue Ziele und Aufgaben der Sprachkritik“ mit einem interessanten Beispiel einer sprachkritischen Analyse (**Rainer Wimmer**, Mannheim). Der Zusammenhang zwischen Sprachkritik und Sprachnormung wurde auch durch das Referat über „Normierungsversuche und Berufungen auf Normen bei öffentlicher Thematisierung von Sprachverhalten“ (**Georg Stötzel**, Düsseldorf) klar.

Innerhalb dieses Rahmens standen Einzelfragen, zum Teil auch isoliert, wie der Beitrag „Standardisierungsprobleme im Afrikaans – Sprachnormierung und Sprachpolitik“ (**Edith Raidt**, Johannesburg) mit einem makrosoziolinguistischen Untersuchungsobjekt, während es sich bei den anderen Referaten hauptsächlich um mikro-(sozio-/pragma-)linguistische Aspekte formal sprachlicher Art handelte.

Dabei standen Angelegenheiten der Orthographie und der Orthoëpie deutlich im Vordergrund: „Sprachkultur und Orthographie“ (**Dieter Nerius**, Rostock), „Kontroverse:

klein oder groß? Die Schreibung der Substantive im Deutschen“ (**Wolfgang Mentrup**, Mannheim), „Fremdwörter in der deutschen Orthographie“ (**Horst H. Munske**, Erlangen) bzw. „Theorie und Praxis der Lautungsnormung“ (**Werner H. Veith**, Mainz), „Wie soll der Deutschschweizer Hochdeutsch sprechen?“ (**Rudolf Schwarzenbach**, Zürich), „Die Sprachwirkung als eine Determinante der Sprachnorm“ (**Günther Richter**, Halle).

Daneben waren Fragen zur Morpho-Syntax vertreten unter dem Gesichtspunkt „Sprachnormen und ihre Relativität (**Jo Daan**, Barchem/Niederlande), dem des „Modusgebrauch[s] in der indirekten Rede – ein kontroverses Problem“ (**Elena Viorel**, Cluj-Napoca/Rumänien) und schließlich aus dem Blickwinkel eines eher statistischen Normbegriffs: „Partizipialkonstruktionen und Partizipialattribute – eine Fallstudie zur Begriffsbestimmung der Fachsprache“ (**Sigmund Kvam**, Halden/Norwegen).

Wie man bereits an den Titeln erkennen kann, überschneiden sich einmal orthographische Gesichtspunkte mit der Frage der Fremdwörter (wie in dem Referat von Munske), heute selbstverständlich nicht mehr in der puristischen Art und Weise, wie das bis vor noch nicht allzu langer Zeit geschehen ist; zum anderen verkoppeln sich sprachkritische Erwägungen mit morpho-syntaktischen Problemen, was an sich naheliegt bei der heutigen zunehmenden Bürokratisierung und Automatisierung. Gerade die Normung der Fachsprachen wird immer wichtiger und notwendiger, besonders in Hinsicht auf Verständlichkeit, Rationalität und Eindeutigkeit nicht nur für den „eingeweihten“ Experten, sondern auch für die Kommunikation mit dem „Nichteingeweihten“ (vgl. dazu die Referate von Theo Buntgarten und Sigmund Kvam).

Die o. a. Beiträge zu grundsätzlichen und sprachkritischen Fragen orientieren sich eher an einem handlungsbezogenen Norm- und Normungsbegriff, wobei ich nebenbei bemerken möchte, daß die in dem Forum benützte Metasprache – wie das ja auch kaum anders hätte sein können – keineswegs homogen war, weder bei den Referaten noch bei den Diskussionsbeiträgen. Vor allem schien es teilweise, daß keine klare Unterscheidung zwischen den Begriffen ‘Norm’ und ‘Normierung’ einerseits und den Begriffen ‘Normierung’ und ‘Normung’ andererseits vorlag. Dabei wäre der Begriff ‘Normung’ im Sinne von Rainer Wimmer sicher vorzuziehen, da dieser Begriff darauf hindeutet, daß er sich an den sozial und historisch herausgebildeten sprachlichen Normen orientiert. Die Terminologiediskussion jedoch weiterzuführen, kann hier nicht mein Anliegen sein.

Was die Beiträge zu makrolinguistischen Analysen betrifft, waren diese – von Ausnahmen abgesehen – eher beschreibender Art und bezogen sich im allgemeinen auf einen von der Gesellschaft abstrahierenden Sprach- und Normbegriff, und nur einige enthielten konkrete Anwendungs- bzw. Lösungsvorschläge, die eventuell als Richtlinien dienen können. Aber entweder fehlte bei den meisten Teilnehmern das Bewußtsein der Notwendigkeit einer Modellbildung oder sie wurde nicht expliziert. Erst aufgrund eines solchen Modells sind Normungsstrategien bestimmbar bzw. antizipierbar, je nach den Kommunikations-handlungen, -intentionen, -zwecken, -zielen, wie das z. B. auch von Wolfdietrich Hartung in der Abschlußdiskussion angeschnitten wurde.

Abgesehen von Einzelkritiken kann man jedoch im gesamten auch aufgrund der Diskussionsbeiträge **Peter von Polenz** (Trier) beistimmen, wenn er in seiner Abschlußrede hervorhob, daß die Forumsarbeit zu einigen, wenn auch allgemeinen Schlußfolgerungen geführt habe. Es wäre zu wünschen, daß diese weitere Arbeiten auf dem Gebiet der Sprachnormung anzuregen vermöchten: nämlich daß man für Sprachnormprobleme

heute neue gegenwarts- und zukunftsbezogene sprachpolitische Rechtfertigungen finden muß und daß trotz etlicher unlösbarer oder unlösbar erscheinender Probleme für andere Probleme durch umfassende empirische Untersuchungen des Rezeptionsverhaltens von Lesern bzw. von Hörern wahrscheinlich Lösungen gefunden werden können. Dafür erinnerte Peter von Polenz an folgende Argumente, die zum Teil schon bei einzelnen Referaten und zum Teil bei den Diskussionsbeiträgen hervortraten: nämlich Lösungen durch Aufklärung über einen differenzierten Normbegriff, durch Erweiterung oder Umwertung des Normenwissens aller Sprachbenutzer, durch erzieherische Förderung der Reflektion aller Gesellschaftsmitglieder über Sprache und Sprachgebrauch, über veraltete Sprachideologien, über die Möglichkeit, Sprachkonflikte zu verbalisieren und damit Barrieren abzubauen.

Bei einer rückblickenden kritischen Betrachtung der Forumsarbeit möchte ich allerdings hinzufügen, daß ich tiefgreifendere Untersuchungen vermißt habe, solche nämlich, die auch den Zusammenhang zwischen Normungsnotwendigkeiten und den jeweiligen sprachpolitischen Verhältnissen auf der einen Seite und den Kommunikationsbedürfnissen auf der anderen Seite dargestellt und erklärt hätten, eben im Sinne eines „sozial fundierten und erweiterten Normbegriffs“ (Wolfdietrich Hartung). Dabei stellt sich die Frage, inwieweit es möglich ist, universell gültige Kriterien für sämtliche Mikro- und Makroebenen der Sprache zu erarbeiten, die zugunsten einer demokratischen Zielsetzung angewendet oder antizipiert werden können.

Unter „demokratischer Zielsetzung“ verstehe ich in erster Linie das Hinarbeiten auf eine möglichst 'variantenbreite' Entwicklung der Kommunikationsfähigkeiten sämtlicher Sprachbenutzer. Das bedeutet einen Plurilingualismus, der sich nicht nur auf Kultursprachen, Standardsprachen, geschriebene Hochsprachen und dergleichen bezieht, sondern eben auf die Pluralität aller Sprachvarietäten, Sprachstile, Texttypen und allgemein verbalen (aber auch nonverbalen) Handlungstypen. Dies setzt unter anderem voraus, daß es keine Sprachunterdrückungen mehr gäbe. Dieses Thema weiter auszuarbeiten, würde natürlich hier zu weit führen. Es soll hier lediglich gezeigt werden, wie Sprachnormungen, Sprachplanungen und ähnliche Prozesse nur Teilaspekte eines allgemeinen sprachpolitischen Rahmens sind, wie das auch bei dem Referat über das Afrikaans in Südafrika (Edith Raidt) und der anschließenden Diskussion sehr deutlich wurde. Jede kritisch betrachtende Untersuchung von Sprachpolitik(en) bzw. jede praxisbezogene Sprachpolitik sollte meines Erachtens von einer Beschreibung der Sprachgemeinschaft mit ihren sprachlichen Repertoires, ihren bestehenden sprachlichen und kommunikativen Normen, ihren Kommunikationszielen und -bedürfnissen ausgehen.

Obwohl solche Fragen in der Forumsarbeit z. T. angesprochen worden sind, sind sie doch nie analytisch und konkret genug erörtert worden, was eben den abstrakten Charakter des hier zumeist vertretenen Sprach(norm)begriffs ausmachte. Eine gezielte Akzentuierung und Isolierung mikrolinguistischer Normungsvorschläge und -strategien, ohne die makrosozio- und pragmalinguistische Ebene zu kennen und zu berücksichtigen und ohne die mikro- und makrolinguistischen Normungseingriffe zu koppeln, birgt – fürchte ich – die Gefahr in sich, den Fehler zu begehen, nur an Symptomen herumzukurieren. Auf solche Weise kommt man natürlich nicht zur Lösung von Sprachkonflikten und zur Aufhebung von Sprachbarrieren, die ja schließlich nicht von der Sprache als solcher herkommen, sondern von den Sprachbenutzern mit ihren Einstellungen und Wertungen gegenüber der Sprache.

Im großen und ganzen kann ich aber Dieter Nerius beistimmen, wenn er meint, daß bei der erfreulich reichlichen Zeit, die bei diesem Kongreß für die Diskussion zur Verfügung stand, eben auch unterschiedliche Meinungen zur Sprache kamen: die Kontroversen sind also nicht gelöst, aber das muß für die Wissenschaft keineswegs von Nachteil sein.

7. Sechstes Forum: Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte

Das Forum mußte gleich beim ersten Vortrag in einen größeren Saal verlegt werden. Und dieser Zulauf zur Sprachgeschichte hielt während der folgenden Referate an. Vom Thema her gab es eine eindeutige Konzentration auf das Frühneuhochdeutsche. Allein vier von sieben Referaten behandelten Aspekte des frühneuhochdeutschen Sprachausgleichs.

Den Eröffnungsvortrag „Wie entstand unsere Schriftsprache?“ hielt **Herbert Penzl** (Berkeley/USA), worin er im wesentlichen zwei Themen behandelte: a) die Geschichte der Frühneuhochdeutsch-Forschung mit ihren Widerlegungen monogenetischer Entstehungsthesen (Prager Kanzlei, omd. Mundart, Luther) und b) einige Argumente dafür, daß die frühneuhochdeutschen Schreiber und vor allem die Lesemeister und Grammatiker sich nirgends einem Mundartgebiet anschlossen, sondern vielfache Kompromisse machten. Diese Thesen waren nicht eigentlich kontrovers. In der Diskussion ging es vor allem um die zeitliche Abgrenzung zum Neuhochdeutschen. Während Penzl für die Zeit zwischen 1700 und 1730 mit dem Argument plädierte, ab dieser Zeit sähe man es einem Text nicht mehr an, woher er stamme, wurde ihm mit dem Hinweis auf süddeutsche Sondertraditionen im 18. Jahrhundert widersprochen. Die interessantere Diskussion um die Kriterien der Periodeneinteilung fand dann leider im Ablauf der Diskussionszeit ihr Ende.

Auch **Werner Besch** (Bonn) sprach über die Ausgleichsvorgänge im Frühneuhochdeutschen. Er forderte:

1. Man müsse zuerst die Ausgleichsvorgänge in der geschriebenen Sprache genau beschreiben;
2. man müsse weiterhin beschreiben, welche Prinzipien dem Abbau der Variantenvielfalt zugrundeliegen (z. B.: Geltungsbereich und Frequenz einer Variante, Gewichtung der Schreiblandschaften, innersprachliche, strukturelle Disponiertheit);
3. man müsse schließlich von der Beschreibung zu einer erklärenden Theorie des Sprachwandels kommen.

In diesem Zusammenhang nahm Besch zu zwei Kontroversen Stellung: Zur Frings-These der Priorität des gesprochenen Ostmitteldeutschen und zur Frage, welche Aussichten gesellschaftshistorische Deutungsversuche haben. Für beide Forschungsansätze sah Besch Probleme: Für die gesprochene Sprache im (Spät-)Mittelalter fehlten uns heute die Quellen, und Rekonstruktionen seien unsicher. Und: eine sprachsoziologische Theorie des Schreibwandels für das Frühneuhochdeutsche sei schwierig, weil sich eine vorschnelle Anwendung von Beobachtungen an gegenwärtigen gesprochenen Sprachwandelerscheinungen auf geschriebenes Material früherer Zeiten verböte. Deshalb schlug Besch vor, die Phasen-Theorie W. Labovs am Frühneuhochdeutschen erst einmal zu erproben.

Peter von Polenz (Trier) gliederte seinen Vortrag: „Altes und Neues zum Streit um das Meißnische Deutsch und das Obersächsische“ in eine Reihe von Thesen: In der ersten richtete er sich ebenfalls gegen die Fringsssche Entstehungsthese; in der zweiten interpre-

tierte er den bekannten Ausspruch Luthers „ich rede nach der sechsischen Cantzley“ in der Tat auf Luthers Sprechsprache (und zwar als Nachahmung der geschriebenen Kanzleisprache, nicht des meißnischen Ostmitteldeutschen, auf wahrscheinlich niederdeutscher Artikulationsbasis). In der dritten These argumentierte v. Polenz dafür, daß erst ab der Mitte des 16. Jahrhunderts das bürgerliche Meißnische als vorbildliche Schriftlautung mit dem Ansehen der Lutherschriften verbunden und als sprachliches Abgrenzungssymbol gegen den Dialekt und insbesondere gegen das Niederdeutsche durchgesetzt wurde (Lautierübungen in der Schule). In der vierten These schließlich ging v. Polenz einigen Gründen der gegenläufigen Ablehnung des Meißnischen nach (schon im 17. Jahrhundert, also nicht erst seit der Vorherrschaft Preußens).

Mit diesen unterschiedlichen Traditionen der Orthoepie brachte v. Polenz einen neuen Aspekt in die immer noch nicht ganz gelöste Frage, wie das Neuhochdeutsche entstand. Luther – ein Vorläufer von Siebs? dagegen erhob sich natürlich Widerspruch. Meinte Luther mit „reden“ Sprechen oder orthographisches Schreiben? Die konträren Textinterpretationen ergaben einige der wenigen spontanen Kontroversen, die ich in diesem Forum gehört habe. Die im Handout und im Vortrag zusammengestellten Belege und Zitate für die Analyse der Ab-, Auf- und wieder Abwertung des Obersächsischen waren allein schon ein Genuß.

Karl Mollay (Budapest/Ungarn) skizzierte in groben Zügen die Entwicklungen der verschiedenen (zum Teil ehemaligen) ungarischen Gebiete nach, aus denen (früh)neuhochdeutsche Texte überliefert sind: Preßburg, Westungarn (Ödenburg) seit 1319, Oberungarn (heutige Slowakei) seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts; Siebenbürgen seit 1419 und Binnenungarn (das Gebiet um Budapest) seit 1397. Der Ungleichheit der zeitlichen Überlieferungen entsprechen solche der graphematischen Verhältnisse mit unterschiedlichen Mischungen mittelbairischer und ostmitteldeutscher Merkmale. Dazu kommen noch diachrone Änderungen; seit der Reformation nehmen z. B. die ostmitteldeutschen Züge allgemein zu.

Hugo Steger (Freiburg) teilte Gedanken über eine Neukonzeption der Wortgeschichte der Neuzeit mit. Die existierenden Wortgeschichten erweisen sich heute als methodisch unzureichend. Die wesentlichen Fragen sind, ob man diachrone Schnitte von den Wortformen oder von den Wortinhalten her konstruieren soll, in welchen Bereichen der sprachlichen Kommunikation man sie ansetzt und welche Kriterien man für Epochen-einteilungen nehmen soll. Steger entscheidet sich für eine Wortgeschichte als Inhalts-, Begriffsgeschichte. Die sprachlichen Ausdrücke (z. B. Wortbildung, Lehn- und Fremdwörter) werden als Indikatoren für soziale, emotionale, geographische und andere Werte betrachtet. Steger meinte, man müsse die in einem Zeitraum herrschenden kommunikativen Welten in ihren Relevanzen und Verhältnissen zueinander bestimmen und maßstabsgerechte Modelle dazu bilden. Sich überschneidende Veränderungen in mehreren solchen kommunikativen Bereichen könnten dann auch Argumente für Epochengliederungen geben. Als Beispiel gab er die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts an, wo es in der Philosophie, in Mathematik und in anderen Kommunikationsbereichen zu neuen Begrifflichkeiten und Nomenklaturen kommt. Für sein Forschungsprogramm erfuhr Steger Zustimmung; nur ein Hörer fragte etwas zweifelnd, ob man es noch in diesem Jahrhundert schaffen könne, worauf Steger antwortete, daß es ihm vorrangig um die Epochen-Leitbegriffe ginge.

Über sprachliche Verhältnisse in verschiedenen Textsorten eines sonst vernachlässigten Zeitabschnitts des 19. Jahrhunderts berichtete **Siegfried Grosse** (Bochum). In einem Projekt geht es ihm darum, Sprachwandel in alltagsnahen Texten zu untersuchen. Als Untersuchungsgrundlage wählte er Zeitungstexte (Bericht und Kommentar), Verwaltungstexte (Eingaben, Hausordnungen und viele andere Textsorten) und – um der gesprochenen Sprache näherzukommen – Lebensläufe in Bewerbungen und private Briefe von Auswanderern. Die Textbeispiele, die Grosse gab, zeigten, wie stark die institutionell vermittelten Texte unter Versprachlichungsnormen standen. Auch Grosses These, daß sprachliche Einzelphänomene, z. B. die Zunahme technischer Wörter im Alltag, erst aufgrund größerer Textmengen studiert werden können, und daß man nicht von datierbaren Ereignissen (z. B. den Rechtschreibkonferenzen) auf Änderungen im sprachlichen Vollzug schließen dürfe, fand allgemeine Zustimmung.

Der letzte Referent, **Wladimir Admoni** (Leningrad), konnte nicht nach Göttingen kommen; sein kurzer Vortrag „Die Vielfalt der grammatischen Theorien und die Sprachgeschichte“ wurde vorgelesen. Admoni wandte sich gegen jeden Methodenmonismus bei der Beschreibung der Syntaxgeschichte, und er brachte jeweils Beispiele vor: verblose Sätze und Änderungen im System der Kasusmorpheme (gegen die ausschließliche Beschreibung von Sätzen nach der Valenzstruktur des Verbs); Bedeutungsänderungen der Genitivattribute (gegen die Generativistik). Die Kommunikationsgrammatiker, die geneigt seien, ein sprachliches System als solches in Frage zu stellen, wies Admoni auf den Zwang hin, sprachliche Formen vergangener Textzeugnisse zu beschreiben und ihre Relationen zu anderen zu bestimmen, da ein Rückgriff auf die eigene Intuition oder die Befragung der Sprachproduzenten nicht möglich sei. Nur wenn sich die verschiedenen Sprachtheorien ergänzten, könnten sie dem historischen, sprachlichen Befund gerecht werden.

Insgesamt gesehen scheint das Frühneuhochdeutsche weiterhin ein Schwerpunkt der Sprachgeschichtsschreibung zu bleiben, auch im Vergleich zum nicht minder interessanten 19. Jahrhundert. Die Einschätzung früherer Hypothesen wird weitgehend geteilt. Erst bei sogenannten Tiefenbohrungen, zumal in Städten, wird die ohnehin schon komplexe Lage noch komplexer. In Köln (Untersuchungen von Klaus Mattheier und Walter Hoffmann) scheint zunächst das oberdeutsche Gemeine Deutsch übernommen worden zu sein, erst im 17. Jahrhundert die ostmitteldeutschen Varianten, und auch in den norddeutschen Städten (für Osnabrück: Utz Maas, Judith McAlister-Hermann) sehen die sprachlichen Verhältnisse ganz verschieden aus, je nach Region, Religion (Täufer: nd., nl.) und politischen Konkurrenzen (z. B. gegen die am Hd. orientierten Fürsten und Bischöfe).

8. Siebtes Forum: Auseinandersetzungen um jiddische Sprache und Literatur

Schon 1970 auf dem IV. IVG-Kongreß in Princeton wurde der Wunsch geäußert, auf künftigen solchen Kongressen auch die Jiddistik vertreten zu sehen; wenigstens 1975 in Cambridge, wenn auch nicht 1980 in Basel, war dies in einigem Umfang der Fall. In Göttingen nun zeigten die Vorträge und Diskussionen der Sektion insgesamt eindrucklich die Fülle der noch offenen Fragen und die Möglichkeiten, die sich für die Erforschung der jiddischen Sprache und Literatur – auch unter germanistischen Gesichtspunkten –

ergeben. Die Vorträge umspannten Themen aus dem weiten Bereich vom Alt(west)jiddischen bis zum gegenwärtigen Ostjiddisch.

Fünf der zehn Referenten behandelten sprachwissenschaftliche Fragen. In ihrem Beitrag „Der ‘Knick’ in der Entwicklung des Frühneuhochdeutschen aus jiddistischer Sicht“ führte **Erika Timm** (Trier) vor, wie sich spätestens für die Zeit nach 1500 das Jiddische in Syntax, Formenbau und Lautstand als kontrastiver Hintergrund für die Erforschung des Deutschen und speziell der deutschen Schriftsprache eignet: Es setzt oft geradlinig Entwicklungstendenzen fort, die auch aus deutschen Mundarten mehr oder minder bekannt sind, während sich im Schriftdeutschen nach anfänglichem Schwanken die konservativen Formen wieder durchsetzen.

Ulrike Kiefer (New York) stellte mit ihrem Referat „Das deutsch-jiddische Sprachkontinuum: neue Perspektiven“ ihre fast fertiggestellte doctoral dissertation (Columbia) vor. Sie untersucht die Dialekte des Ostjiddischen und des Deutschen in ihrer Beziehung zueinander und kombiniert dabei Ergebnisse der germanistischen und jiddistischen Sprachgeographie auf einer ‘integrierten Grundkarte’, um strukturelle und historische Zusammenhänge zwischen beiden Sprachen erkennbar zu machen. Für das Jiddische kann U. Kiefer sich dabei auf umfangreiches, noch unveröffentlichtes Kartenmaterial des Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry stützen.

Über „Häufigkeit und Arten der Wörter hebräisch-aramäischen Ursprungs im Surbtaler Jiddisch“ berichtete **Florence Guggenheim-Grünberg** (Zürich). Sie bot eine statistische Auswertung ihrer umfangreichen Sammlung von gesprochenen Texten sowie einiger Protokolltexte des 18./19. Jahrhunderts und stellte dabei klar, daß die Häufigkeit der hebräisch-aramäischen Wörter abhängig ist von Traditionsbewußtheit, Geschlecht, sozialem Stand und Beruf des Sprachbenutzers sowie vom Inhalt der Texte. In der Alltagssprache schwankt der Anteil zwischen 2% bei Frauen und 8% bei Männern, in der Pferdehändlersprache geht er bis zu 32%, in den Protokolltexten bis zu 88%. Bei einer Aufgliederung nach Wortarten nimmt das Substantiv in allen Texten bei weitem den höchsten Anteil ein.

Walter Röhl (Trier) sprach über „Bestandteile des deutschen Gegenwartswortschatzes jiddischer oder hebräischer Herkunft“. Er beschrieb die verschiedenen Wege, auf denen dieser bedeutsame Lehnwortschatz seit den Anfängen der deutschen Sprachgeschichte bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer neu in nahezu alle Sprachschichten (Händlersprache, Jenisch, Rotwelsch, Mundart, Umgangssprache und Standardsprache) Eingang gefunden hat: über das Griechische und Lateinische durch die Kirchensprache, über das aschkenasische Hebräisch und das (West- und Ost)Jiddische durch direkte Kontakte zwischen Juden und Nichtjuden. Anhand von exemplarischen Beispielen gab Röhl Einblick in die Probleme, die sich bei der Erfassung und Analyse dieser Wörter ergeben: Sie treten in oftmals stark variierenden Lautformen auf, die etymologische Herleitung ist nicht selten strittig; die Zahl der gegenwärtig noch gebräuchlichen Lexeme ist nicht abschätzbar, infolge der historischen Ereignisse ist in den letzten 50 Jahren kein Zuwachs, sondern ein Rückgang zu verzeichnen.

Unter dem Titel „Ansichten vom Jiddischen; Urteile und Vorurteile deutschsprachiger Schriftsteller des 20. Jahrhunderts“ charakterisierte **Hans Peter Althaus** (Trier) vor allem die im Grundtenor sehr positiven Äußerungen bedeutender Autoren jüdischer Herkunft

wie Kafka, Döblin, E. E. Kisch, Joseph Roth und Arnold Zweig, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem Jiddischen auseinandergesetzt haben, offensichtlich unter dem Einfluß der Emigrationsbewegungen der osteuropäischen Juden und der daraus folgenden sozialen und politischen Probleme. Gemeinsam ist allen fünf Autoren ein tiefes Verständnis für den Wert der ostjiddischen Sprache und Kultur, doch sind ihre Urteile im einzelnen divergent, aber gerade dadurch literarhistorisch interessant.

9. Achtes Forum: Dialektologie und Soziolinguistik: die Kontroverse um die Mundartforschung

Unter der Leitung von **Jan Goossens** (Münster), **Maria Hornung** (Wien) und **Klaus J. Mattheier** (Heidelberg) hatten sich in diesem Forum zwischen 30 und 50 Germanisten und Dialektologen zusammengefunden, die beinahe ausschließlich dem deutschen und niederländischen Sprachraum zuzuordnen sind. An dieser Stelle soll über die zwölf sprachwissenschaftlichen Vorträge dieses Forums berichtet werden.

Betrachtet man Dialektologie und Soziolinguistik allererst als sprachwissenschaftliche Disziplin(en), dann ist zu erwarten, daß eigentlich in diesem Kontext die für die Mundartforschung wesentlichen Kontroversen stattfinden: zwischen Empirikern und Sprachtheoretikern etwa oder zwischen der Sprachverwendungsforschung und der Systemlinguistik. Aber auch innerhalb der nicht-standardsprachlich orientierten Sprachwissenschaft hat es Auseinandersetzungen gegeben, fruchtbare und weniger nützliche, wie anderswo auch. Die mit dem Titel des Forums aufgeworfene Fragestellung birgt schon in ihrer Formulierung eine grundlegende methodologische Kontroverse. Es ist die Frage, ob hier eine inter- oder intradisziplinäre Kontroverse aufgeworfen wird, ob es sich bei Dialektologie und Soziolinguistik um nur eine oder um zwei eigenständige Disziplinen der Sprachwissenschaft handelt und wie sie sich gegebenenfalls voneinander abgrenzen lassen. Dieser Aspekt stand im Zentrum der Vorträge und Diskussionen dieses Forums an den beiden ersten Tagen der Kongreßwoche.

In den meisten dieser sieben Vorträge wurde das Forumsthema am Beispiel der Gegenstände von Dialektologie und Soziolinguistik behandelt: Dialekt und Soziolekt. Im einleitenden Vortrag von **Ulrich Ammon** (Duisburg): „Die Begriffe ‘Soziolekt’ und ‘Dialekt’“ ging es um Möglichkeiten der Definition dieser zentralen Termini. Allerdings wurde nicht – wie erwartet werden konnte – das Verhältnis von ‘Dialekt’ und ‘Soziolekt’ thematisiert. Ammon beschränkte sich vielmehr darauf, für ‘Soziolekt’ als noch wenig definierten Begriff zu Ende seines Vortrags eine Definition vorzuschlagen, während der größte Teil seiner Ausführungen einer Kontroverse zwischen zwei Dialektdefinitionen galt: derjenigen von Jan Goossens und seiner eigenen. **Heinrich Löffler** (Basel) drang in seinem Vortrag: „Sind Soziolekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer ‘nachsoziolinguistischen’ Dialektologie“ tiefer in das Spannungsfeld von Dialektologie und Soziolinguistik ein, auch zunächst an den Begriffen Soziolekt und Dialekt ansetzend, dann aber ausgreifend auf die Entwicklungsprozesse der Dialektologie in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Löffler unterscheidet zwischen „klassischen“ Dialekten und Soziolekten, die an Bedeutung verlieren und durch Nivellierung ihre ureigenste Funktion einbüßen, und neuen Varianten, die dem Bedürfnis nach einer natürlichen Distanz zwischen wenigstens

zwei Sprachregistern entspringen, zwischen Standard und Nonstandard oder Standardvarianten. Für die Wissenschaft von den Dialekten heißt das, daß ein Paradigmenwechsel in Richtung auf eine „nachsoziolinguistische“ Dialektologie sich vollzieht, deren Gegenstand die Sprachwirklichkeit und ihre Sprecher sind.

Auf dieselbe Frage „Are sociolects new dialects?“ versuchte **Henriette F. Schatz** (Amsterdam) „An answer on the basis of data from Amsterdam“. Sie skizzierte die Entwicklung der verschiedenen Amsterdamer Sprachformen vor dem Hintergrund der Entwicklung des ABN (= Algemeen Beschaafd Nederlands), wobei deutlich wurde, daß frühe Beschreibungen der Sprachsituation in Amsterdam nicht nur die Existenz einer Reihe von Dialekten – wie dort angegeben –, sondern von Dialekten und Soziolekten annehmen lassen. Die weitere Entwicklung lasse den Schluß zu, daß die geographische Dimension an Bedeutung verliert, daß mithin Soziolekte an die Stelle von Dialekten treten.

Ernst F. Kotzé (Empangeni/Südafrika) demonstrierte, daß die gängigen Begriffsbildungen von ‘Dialekt’ und ‘Soziolekt’ jeweils mit Blick auf konkrete Sprachgemeinschaften erfolgt und nicht ohne Probleme generalisierbar sind. Die Themafrage „Soziolekte und Dialekte in der Annäherung?“ behandelte Kotzé am Beispiel der islamischen Malaien der Kaphalbinsel und verdeutlichte, daß die empirische Beschreibung der Sprachwirklichkeit nicht gütig erfolgen kann, ohne ihre Abhängigkeit von den sozio-kulturellen Gegebenheiten einzubeziehen. In der untersuchten Sprachgemeinschaft konterkariert ein besonderes Schichtungsmuster die „europäische“ Begriffsbildung von Sozio- und Dialekt. Die Umgangssprachnorm gilt als vorbildlich für höhere Sozialschichten, die Standardsprachnorm für niedrige.

Die Formulierung „Die Dialektologie zwischen Dialektgeographie und Soziolinguistik“ als Titel des Vortrags von **Klaus J. Mattheier** (Heidelberg) deutet an, daß damit über die Begriffsbildung hinaus ein allgemeiner Zugriff auf den Gegenstand der Dialektologie vorgesehen war. Auch Mattheier exemplifizierte die Kontroverse an zwei konkreten Positionen: an dem weithin bekannten, überwiegend diatopisch orientierten Dialektologieverständnis von Jan Goossens, dem Mattheier seine eigene integrative Auffassung gegenüberstellte. Dazu wurde Goossens’ Position ausführlich referiert und sein Begriff von Dialektologie und Soziolinguistik jeweils als zu eng kritisiert. Während eine Einengung der Dialektologie auf die diatopischen Zusammenhänge eher einem Forschungsstand zu Beginn dialektologischen Forschens entspräche, redete Mattheier einer „Soziologisierung“ der Dialektologie das Wort, die die Verwendungssituation und Verwendungsgruppe und die Beschreibung der Übergangsformen zwischen Dialekt und Standardsprache einbeziehe.

Jan Goossens selbst wandte sich anschließend hingegen in seinem Vortrag je einem folgenschweren Defizit beider Disziplinen zu, er sprach „über die Einseitigkeit des punktuellen Standpunkts in der korrelativen Soziolinguistik und die Vernachlässigung der Variation in der Dialektologie“. Während die Soziolinguistik die Variation untersucht hat, sich dabei aber auf den Ortspunkt beschränkt und damit die Korrelation von Variation und Raum außer acht gelassen hat, hat die Dialektologie die kategorische Geltung mithin invarianter Phänomene im Raum behandelt und die Variation nicht berücksichtigt. Mit der Aufhebung dieser Defizite zeichneten sich Berührungspunkte auf dem künftigen gemeinsamen Arbeitsgebiet Variation ab, auf dem Goossens eine Versöhnung der beiden Disziplinen für möglich hält.

Während schon Jan Goossens in Vortrag und Diskussion erwähnte, daß die herkömmliche Dialektologie sich um die linguistische Struktur von Mischgebieten kaum gekümmert habe, stellte **Johan Taeldeman** (Gent) diesen Aspekt in den Mittelpunkt seines Vortrags „Dialekt versus Soziolekt in Übergangsbereichen“. Ausgehend von der Erkenntnis, daß Variation im Raum besonders deutlich wird, wenn man (wie die traditionelle Dialektgeographie) zwischen Kern- und Übergangsbereichen unterscheidet, weist Taeldeman nach, daß diese Unterscheidung auch für die heute vordringlichen Probleme fruchtbar ist. In Übergangsbereichen läßt sich danach Sprachwandel gleichsam vor Ort studieren. Es zeigen sich Unterschiede zwischen Übergangsbereichen und Kernlandschaften in der Variation, in der Bedeutung räumlicher bzw. sozialer Parameter, im Normgefühl und Sprachbewußtsein der Sprecher, bei den Übergängen zwischen benachbarten Sprachformen und den Ursachen dafür. Taeldeman zog die Schlußfolgerung, daß Dialektologen und Soziolinguisten den Übergangsbereichen der traditionellen Dialektgeographie verstärkt ihre Aufmerksamkeit widmen müßten.

Ebenso wie Taeldemans Ausführungen ließ sich insbesondere den Vorträgen der beiden ersten Tage, die auf empirischen Untersuchungen basierten, manche neue und weiterführende Einzelheit für eine künftige Dialektologie entnehmen. Dagegen waren die Diskussionen zu sehr mit den Kontroversen um Begriffe und Termini belastet, zumal sich die (theoretische) Abgrenzung zwischen Dialektologie und Soziolinguistik bzw. zwischen Dialekt und Soziolekt als ein durch die Forschungspraxis weitgehend überholtes Problem erweist. Dort zeigt sich, daß die Annahme bestimmter Dimensionen von Sprache als weithin anerkannte Grundlage gelten kann und die jeweilige Forschungsfrage dann entscheidet, welche Dimension in den Blick zu nehmen ist. So können weiterhin vorwiegend areal orientierte, aber auch sozial, funktional und temporal orientierte Untersuchungen der Substandards mühelos in den Dienst einer Disziplin gestellt werden, wie immer man sie nun nennen will. Der über die Maßen strapazierte „Gegensatz“ zwischen Soziolinguistik und Dialektologie überdeckte solche längst praktizierten integrativen Forschungsansätze. Von Nachteil für die Diskussion waren vor allem die Versuche, die Kontroversen um die richtigen Begriffe auf Kontroversen zwischen (anwesenden) Personen zuzuspitzen.

Die fünf sprachwissenschaftlichen Vorträge des Donnerstags beschäftigten sich mit unterschiedlichen Aspekten der Dialektologie, wobei vor allem einige kontrovers behandelte Fragen zur Methodik des Fachs thematisiert wurden. **Kurt Rein** (München) versuchte eine Antwort auf die Frage „Wer spricht Mundart, wann und zu wem?“ und stellte einige „Empirische Verfahren zur Dialektalitätsmessung“ vor. Als problematisch erwies sich bei den Münchner Meßverfahren zunächst der Wechsel zwischen verschiedenen Sprechniveaus, der aber, systematisch kalkuliert, die süddeutsche Diglossie-Situation mathematisch belegen könne. Die W-Fragen seines Vortragstitels beantwortete Kurt Rein mit einer Übersicht der Faktoren, die für die jeweilige Wahl von Standardsprache oder Dialekt verantwortlich sind, differenziert nach Sprecher- und Adressatenmerkmalen, Gesprächsgegenstand und Situation.

Seinem Vortrag zum „Dialektsprechen in mehrdialektalen Gesellschaften“ legte **Iwar Werlen** (Bern) eine empirische Untersuchung zugrunde, die sich „am Beispiel des südlichen Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz“ um die sprecher-/hörerbezogenen

Kategorisierungen der dialektalen Verhältnisse bemühte. Hier wurde mit der in letzter Zeit häufiger postulierten Dialektologie der Sprachverwender ernst gemacht. Werlen nimmt an, daß die Sprechweisen eines Interaktionspartners vom Hörer einerseits identifiziert und von der eigenen Sprechweise diskriminiert werden, andererseits auch bewertet und unter anderem als 'zugehörig'/'nicht-zugehörig' kategorisiert werden. In einem Test zur Überprüfung dieser „Zugehörigkeits-Hypothese“ stellte sich heraus, daß bestimmte Kategorien eines Semantischen Differentials, die den Dialekten einen unterschiedlichen Grad an 'Klarheit', 'Verständlichkeit', 'Deutlichkeit' zuweisen, mit der Kategorie 'Zugehörigkeit' korrelieren.

Jürgen Macha (Bonn) wandte sich unter dem Titel „Die Funktion individueller Variation: Zur Umwertung eines traditionellen dialektologischen Störfaktors“ der Frage zu, wie die Individualität der Gewährsperson in Dialektologie und Soziolinguistik behandelt worden ist. Sowohl die Praxis der Dialektgeographie, die Sprache einzelner Sprecher als ortstypisch anzusehen, um einen diatopischen Vergleich sprachlicher Strukturen zu ermöglichen, als auch der soziolinguistische Ansatz, die Abhängigkeit individuellen Sprechens von der Zugehörigkeit des Sprechers zu sozialen Formationen aufzuzeigen, werde der Sprachrealität nicht gerecht. Macha plädierte für eine an die Programmatik der Junggrammatiker anknüpfende neuerliche Orientierung auf das Sprachindividuum, da Sprache, Sprachgebrauch und Sprachbewertung allererst individuelle Erscheinungen seien.

Unter dem Titel „European continental dialect geography. A statistical appraisal of alleged unreliability“ berichtete **Antonie C.M. Goeman** (Amsterdam) über Tests zur Überprüfung von dialektgeographischen Verfahren der ausschließlich arealen Erklärung von Sprachvariation. Bevor das Amsterdamer P. J. Meertens-Institut ein größeres Projekt zur dialektalen Variation startete, wurde mit statistischen Mitteln nachgewiesen, daß die seit einigen Jahrzehnten immer wieder geübte Kritik an den Methoden der traditionellen europäischen Dialektgeographie durchaus nicht in vollem Maße berechtigt ist. Goeman demonstrierte die statistischen Reliabilitäts-Tests am Beispiel der t-Tilgung im Auslaut in niederländischen Dialekten.

Ebenfalls aus methodologischer Perspektive behandelte **Peter Wagener** (Göttingen) im letzten sprachwissenschaftlichen Vortrag die Frage „Sind Spracherhebungen paradox? Über die Möglichkeit, natürliches Sprachverhalten wissenschaftlich zu erfassen“. Ausgehend von dem in den empirischen Wissenschaften allseits bekannten „Beobachter-Paradoxon“ wurde die in der Forschungsliteratur kontrovers beantwortete Frage untersucht, ob mit Hilfe der Methode 'Tonbandaufnahme' gewonnene Sprachdaten das alltägliche Sprachverhalten repräsentieren können. Behandelt man die Interaktion zwischen Interviewer und Gewährsperson mit gesprächsanalytischen Methoden, dann ergibt sich, daß 'Tonbandinterviews' reale Gespräche sind, die anderen Alltagsgesprächen durchaus vergleichbar sind.

Auch in den Diskussionen des Donnerstags und in der Schlußdiskussion am Freitag dominierte die wenig fruchtbare Kontroverse um die Begriffe Dialektologie und Soziolinguistik, Dialekt und Soziolekt. So gebietet es denn abschließend die Chronistenpflicht, den spontan geäußerten Gesamteindruck mancher Teilnehmer wiederzugeben, das Forum 8 des IVG-Kongresses habe der Mundartforschung über einige aufschlußreiche Gedanken in den Vorträgen hinaus nur wenig neue Impulse geben können.

10. Der Plenarvortrag von Siegbert S. Prawer (Oxford) über „Das verfluchte Gemauschel. Jiddische Dichtung im Kampf der Sprachen“

Prawer sprach in seinem faszinierend vorgetragenen Referat über die alte Frage: Hat das Jiddische als Umgangs- und Kultursprache von Juden in aller Welt noch eine Überlebenschance? Der „Streit zwischen den Sprachen“ (*riv leshoynes*) begann vor mehr als 200 Jahren in Deutschland, als Moses Mendelssohn bei seinen Bemühungen um die gesellschaftliche Integration seiner Glaubensgenossen für die Aufgabe des als schlechtes Deutsch geltenden Jiddisch plädierte und damit den allmählichen Untergang des Westjiddischen einleitete. Umgekehrt rief in Osteuropa der Versuch der Aufklärer, die jeweilige slawische Landessprache gegen das Jiddische durchzusetzen, starken Widerstand hervor und förderte dadurch paradoxerweise das Aufblühen einer literarischen Klassik im späten 19. Jahrhundert. In Israel war seit Beginn des 20. Jahrhunderts das Jiddisch der osteuropäischen Einwanderer unerwünscht; das änderte sich erst in den 50er Jahren, nachdem sich das Hebräische als Landessprache voll durchgesetzt hatte. Unter den Kämpfern für ein lebendig sich weiterentwickelndes Jiddisch findet man heute Universitätslehrer, orthodoxe Juden, Sammler, Herausgeber von Zeitschriften und Buchreihen, vor allem aber jiddische Schriftsteller und Dichter. Als einen dieser Kämpfer stellte Prawer den Dichter Avrom Nokhem Stencl (1897–1983) vor: Er war in einem polnischen *shtetl* aufgewachsen, lebte zeitweilig in Holland und Deutschland und schließlich seit 1936 bis zu seinem Tode in dem Londoner Whitechapel, das er in vielen Gedichten als einen Abglanz der inzwischen vernichteten osteuropäischen *shtetl*kultur verherrlichte. Stencels Kampf galt insbesondere den assimilierten Juden, die das Jiddische nur deswegen ablehnten, weil sie jedes Gefühl für die spezifische Kultur des osteuropäischen Judentums verloren hatten. An dem literarischen Werk Stencels verdeutlichte Prawer exemplarisch, daß diese melodische, ausdrucksreiche Sprache – all denen zum Trotz, die sie als „verfluchtes Gemauschel“ verachten – so lange lebendig bleiben wird, wie es Dichter gibt, die den Kampf um die jiddische Sprache und Kultur nicht aufgeben.

11. Der Plenarvortrag von Werner Neumann (Berlin) über „Sprache zwischen Sozialgeschichte und Naturgesetz. Gegensätzliche Auffassungen in der frühen Germanistik“

Werner Neumann ging es in seinem Vortrag darum, die grundlegenden Gedankenfiguren aufzuzeigen, die der frühen Germanistik zugrundelagen, und das dialektische Wechselspiel zwischen ihnen und mit objektiven gesellschaftlichen Bedingungen in der Weiterentwicklung der Germanistik zu rekonstruieren.

Als grundlegende Gedankenfiguren machte Neumann zum einen eine handlungstheoretische Auffassung von Sprache aus, in der Sprechen als Bestandteil der allgemeinen gesellschaftlichen Verkehrsform betrachtet wird, und zum anderen eine naturgesetzliche Auffassung, derzufolge Sprache als Organismus betrachtet wird, dessen innere Gesetzmäßigkeiten zu bestimmen sind.

Eine handlungstheoretische Auffassung findet sich laut Neumann u.a. bei Vater und bei Fichte, in der vierten Rede an die Deutsche Nation; die Perspektive, Sprache im Zusam-

menhang mit der allgemeinen Sozialgeschichte zu sehen, datiert sogar noch früher. Sie führt von personalisierenden Betrachtungsweisen (Sprachgeschichte als Fürstengeschichte) über Bestimmungen objektiver Determinanten (Einflüsse von Boden und Klima) bis hin zu Herders Konzept des Zusammenhangs von Sprach- und Gesellschaftsgeschichte.

Nach Neumann geht dieser Zusammenhang durch die Französische Revolution verloren; die Relevanz der Sozialgeschichte nimmt in der Folge ab, zugunsten der Idee des Zusammenhangs von Sprache mit der „nationalen Mentalität“. Bei der Durchsetzung spielt das ideologische Potential dieser Denkfigur für die Mobilisierung des bürgerlichen Nationalbewußtseins in Deutschland eine zentrale Rolle. Die Figur wird Gemeingut der Zeit und politisch funktionaler Topos.

Der Grundvorstellung von Sprache als Organismus liegt laut Neumann der objektive Sachverhalt zugrunde, daß „die Sprachen als geschichtlich individualisierte, spezifisch strukturierte Ganzheiten in der Zeit gegenüber der Sozialgeschichte relativ autonome Bewegungsformen zeigen“. Die Vorstellung gewinnt durch die Verstärkung einer psychologischen Betrachtungsweise von Sprache als strukturierter Ganzheit an Boden. Neumann zeigt an Aussagen Wilhelm Schlegels exemplarisch, wie sich diese Auffassung gegenüber der handlungstheoretischen im germanistischen Diskurs der Zeit durchsetzt.

Die naturgeschichtliche Auffassung von Sprache und Sprachentwicklung, in der die inneren Gesetzmäßigkeiten des Gegenstandes im Vordergrund stehen, orientiert sich an naturhistorischen Leitvorstellungen – Grimm erweist der „vergleichenden Anatomie der Naturgeschichte“ kontinuierlich seine Referenz – und führt zur Entwicklung neuer methodologischer Standards (historisch-empirische und komperativ-klassifizierende Verfahrensweise).

Der Siegeszug naturwissenschaftlicher Leitvorstellungen der Germanistik ist jedoch noch nicht ungebrochen, wie Neumann gerade an Jakob Grimm zeigen kann: Für ihn „wirken Naturnotwendigkeit und vernunftbestimmte menschliche Entscheidungen und Handlungen bei allen gesellschaftsgeschichtlichen Erscheinungen zusammen“. Die linguistische Methodik ist ihm Instrument, dieses dialektisch angelegte Konzept zu verfolgen, empirisch zu untermauern und ihm ein präzises methodisches Profil zu verleihen. Dieser Versuch zur Synthese bleibt laut Neumann Fragment; der Zusammenhang von Sprache und nationaler Mentalität verlor im Zuge der Konsolidierung bürgerlichen Bewußtseins seine ideologische Funktion, und die naturgesetzliche Perspektive setzte sich durch; letztlich wurde Grimm mit dieser Auffassung identifiziert und sein universalistischer Anspruch historiographisch verdrängt.

Dieser Verdrängungsprozeß ist jedoch nicht ungebrochen gewesen und das Spannungsverhältnis zwischen den beiden zentralen Auffassungen reproduzierte sich historiographisch im Kontrast zwischen festgeschriebenem naturgesetzlichem Paradigma und als uneingelöst definiertem universalistischem Entwurf.

Die weitere Geschichte zeigt, daß sich ein solcher Entwurf unter den Bedingungen eines frühpositivistischen Wissenschaftsverständnisses nicht mehr als konzeptionelle Fundierung von Sprachwissenschaft durchsetzen konnte.

Im Gegenteil: Als Gedankenfigur ihres diskursiven und sozialpolitischen Kontextes beraubt, wird sie ab Ende des Jahrhunderts für nationalistische Interessen als Frage nach der in Sprache zu Tage tretenden Volksmentalität funktionalisiert und pervertiert.

Prof. Dr. Hans-Werner Eroms

Universität Passau, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft, Innstr. 25, D-8390 Passau

Dr. Ulrike Haß

Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Str. 12, D-6800 Mannheim

Dr. Gabriella Klein

Università degli Studi di Napoli, Dipartimento di Filologia Moderna, Via Pora di Massa 1, I-80133 Napoli

Dr. Werner Nothdurft

Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Str. 12, D-6800 Mannheim

Prof. Dr. Günther Öhlschläger

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstr. 207–209, D-6900 Heidelberg

PD Dr. Johannes Schwitalla

Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Str. 12, D-6800 Mannheim

PD Dr. Erika Timm

Universität Trier, Fachbereich II, Postfach 3825, D-5500 Trier

Peter Wagener

Georg-August-Universität, Seminar für Deutsche Philologie, Humboldtallee 13, D-3400 Göttingen